

Werk

Titel: Magazin der neuern französischen Literatur; Magazin der neuern französischen Literatur

Verlag: Breitkopf

Kollektion: Rezensionszeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556507851_0001

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556507851_0001

LOG Id: LOG_0010

LOG Titel: Auszüge

LOG Typ: periodical_part

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556507851

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556507851>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556507851>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



Magazin der neuern französischen Litteratur. Erstes Stück.

Auszüge.

I.

Du monde primitif, analysé & comparé avec
le monde moderne, ou Recherches sur
les antiquités du monde.

Nachdem Herr Court de Gebelin, Mitglied der öko-
nomischen Gesellschaft von Bern, und der könig-
lichen Akademie von la Rochelle, (eigentlich ein
reformirter Geistlicher von Genf, der aber schon seit vie-
len Jahren zu Paris privatistirt,) schon zween Bände in
verschiedenen Abschnitten über diese Materie geschrieben
hatte, welche 1773 und 1774 herausgekommen sind, so
entwickelte er seinen Plan noch einmal 1775 in einem Pro-
spektus, erregte die Aufmerksamkeit des Publikums, und
machte ihm, vermöge seiner großen orientalischen und

M. S. L. 80.

A

freim-

I. Le Monde primitif

fremden Sprachkenntnisse, die Hoffnung, etwas merkwürdiges zu leisten. Court ist ein Mann von Scharfsinn und großer Belesenheit, und wenn man auch bisweilen wahrnimmt, daß die herrschende Einbildungskraft, die er besitzt, seinen Scharfsinn unter dem Joch hält, oder ihm wenigstens vorgreift, so fehlt es seinen Hypothesen doch nicht an Wahrscheinlichkeit: übrigens ist das Unternehmen an sich neu und selten. Das fortgeschzte Werk des Verfassers hat Befall gefunden; und da ich glaube, daß es in Deutschland nur einer kleinen Anzahl von Kennern und Büchersammlern in die Hände gekommen, so will ich in diesem Stück das Publikum erst mit dem Plan des ganzen Werks bekannt machen, und ihm dann in den folgenden Stücken vor Augen legen, was der Verfasser von Entwurf zu Entwurf, von Hypothese zu Hypothese geleistet habe.

Das Werk soll enthalten:

Den Ursprung der Sprache und der Schrift; die allgemeine Grammatik; das Alphabet und das Wörterbuch der Ursprache, und die Ähnlichkeiten aller dieser Gegenstände mit unsern Alphabeten, unsern Grammatiken, und unsern neuern Sprachen.

Den symbolischen Geist des Alterthums, der in der hieroglyphischen Schrift geoffenbart ist, die allegorische Sprache, die mythologischen Fabeln, die Symbole, die bei allen Völkern gebraucht wurden, die Wappenkunde, die heroische Poesie, die Kosmogonien und Theogonien aller Völker, u. s. w.

Die ursprüngliche oder erste Religion, welche der Schlüssel von allen Theologien der alten Völker war.

Die Geschichte, die Traditionen, und die Gebräuche der ersten Welt, und in wie fern sie sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt haben.

Ihre

Ihre Gesetze und Einrichtungen im Betreff des Ackerbaus, welches die Quellen der Macht und Größe der ältesten Reiche waren.

Ihr Kalender und ihre Festtage, und in welcher Absicht sie eine Beziehung auf einander hatten.

Ihre wichtigsten Monumente nebst ihrer Erklärung.

Die Notiz von Büchern, welche der Verfasser hierüber gelesen, und die Titel von denen, die er nicht bekommen können.

Dieses sind die Gegenstände, welche Herr Court de Gebelin, im angekündigten Werke zu behandeln versprochen.

Die Entwicklung dieses Titels (sagt der Verfasser selbst) zeigt den Plan und den Gegenstand von dem Werke, welches wir dem Publikum antragen, zur Genüge; wir wollen uns also ißt in keine Weitläufigkeiten darüber einlassen. Auch sagen wir nichts von der Wichtigkeit, von der es werden kann; sein Nutzen läßt sich aus der Natur der Gegenstände selbst, die es enthält, hinlänglich wahrnehmen. Was wir aber hier dem Publikum und uns selbst schuldig sind, ist, daß wir es über die Natur der Materialien, womit wir zu Werke gehen, und wider die Furcht in Sicherheit sezen, daß es vielleicht eine blendende Arbeit, eine Frucht von einem sinnreichen System seyn möchte, dessen Blendwerk verschwindet, sobald man es in der Nähe betrachtet, oder die Frucht von dem Vorurtheile eines Schriftstellers, der seine Muthmaßungen für erwiesene Wahrheiten annimmt. Diese Besorgnisse werden desto lebhafter seyn. Je mehr wir versprechen, und je entgegengesetzter die, wie unmöglich angesesehenen, Entdeckungen, welche wir ankündigen, den allgemein angenommenen Begriffen hierüber sind.

Freylich könnte man sagen: wie vermag man auf den Ursprung aller Dinge zurückzugehen, da von allen

menschlichen Kenntnissen die Kenntniß von ihrer eignen Quelle am wenigsten bekannt ist? Je mehr sich die Wissenschaften und Künste vervollkommenet haben, desto mehr haben die Menschen, die sich alsdenn mit dem bloßen Genuß begnügten, die Grundursachen, wodurch die Gesellschaften so blühend geworden sind, in die Nacht der Jahrhunderte versinken lassen. So wie beyim Anblick eines lebhaftern Lichts alle andern verschwinden, so haben die neuern Entdeckungen die alten verdrängt; die Spur der Kenntnisse verliert sich, und man kann sie durch den Schwalm von Jahrhunderten nicht mehr wahrnehmen.

Selbst der große Gelehrte der Hebräer, welcher mit erhabener Hand den Ursprung des Menschen und die Genealogien der Völker aufzeichnete, verschweigt uns die Art, wie die nüchtesten Künste entstanden sind, und welcher Mittel sich jedes Volk bedient habe, von dem Lande, welches ihm zu Theil geworden war, Besitz zu nehmen, und wie die erstaunenswürdigen Reiche entstanden sind, worinnen jedes Volk festen Fuß fasste, die es so gut kannte, und wo noch keine Revolution das Glück und die Kenntnisse gestört und unterbrochen hatte.

Ihr Untergang hat die Erinnerung aller dieser Dinge ausgelöscht; und die Bemühungen der größten Gelehrten, die Urquelle unserer unumgänglich nothwendigsten Kenntnisse zu entdecken, haben diesen Verlust nicht wieder ersetzen können.

So stark aber auch diese Schwierigkeiten sind, so sind sie doch nicht unübersteiglich. Was könnte die Menschen verhindern, die Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie zu allen diesen Entdeckungen gekommen sind, welche den Umfang ihrer Kenntnisse ausmachen? u. s. f.

Warum sollten sie sich nicht damit beschäftigen, da man ja diese Kenntnisse nicht vervollkommenen, und die durch so viel Revolutionen zerstörte Ordnung nicht wieder herstellen kann, ohne auf den Ursprung dieser nemlichen Kennt-

Kenntnisse, dieser Sprachen, dieser Meinungen, dieser Regierungsformen, dieser Künste, dieser Lehrsätze, dieser Gesetze, u. s. w. zurückzugehen, welche den Ruhm des Alterthums ausmachten, und welche allen unsern Kenntnissen zur Grundlage dienten? Ist nicht die Menge der Gelehrten selbst, die sich zu allen Zeiten damit beschäftigt haben, ein überzeugender Beweis von der Wichtigkeit dieser Untersuchung und von der Möglichkeit des Erfolgs?

Wenn sie strandeten, so geschah es nur darum, weil sie den Baum bey den Zweigen fassten, und sich in ihrer Unermesslichkeit verloren, und weil ihnen, da sie sie nicht alle umfassen konnten, aller Zugang zu diesem Stamm versperrt war, den so viele Wolken verbargen. Man musste also, um zu diesem Zweck zu gelangen, auf diesen Stamm gerade zugehen, und dann auf die Zweige zurückkommen, das heißt nemlich, dasjenige, was gewesen ist, aus dem entdecken, was ist und seyn soll. Dieses ist auch der Weg, den man in diesem Werke gehen wird. Da er von allen übrigen verschieden ist, so hat er nothwendig zu ganz neuen Resultaten leiten und führen müssen.

Die Menschen, die auf diese Erde gesetzt sind, sie zu genießen und sie anzubauen, konnten sich nie von der Natur entfernen, und ihre Kenntnisse konnten nur durch Nachahmung entstehen. Es hat also nichts weiter gebraucht, um zu der Quelle von allem dem, was sie erfunden haben, zu gelangen, als Beobachtung der Gegenstände, womit die ersten Menschen umgeben waren; der Sensationen, die ihnen fühlbar werden mußten; der Ideen, die nicht zu begreifen, ihnen unmöglich war; der Organen, die sie hatten, sich ihre Gedanken mitzuteilen; der Zeichen und Ausdrücke, die daraus erfolgten; der Art und Weise, wie abstrakte oder metaphysische Begriffe nothwendig aus der Kenntniß physischer Dinge herzuleiten sind; der Bedürfnisse und Verhältnisse, welche

Familien vereinigten; und endlich des natürlichen Schritts der Vervollkommnung des menschlichen Geistes.

Hieraus entstanden die verschiedenen Abtheilungen, welche dieses Werk ausmachen, und worunter die Ursprache den ersten Platz einnimmt, weil sie die Quelle und der Grund von allen übrigen, und das Förderungsmittel der Kenntnisse der ersten Menschen ist. Jede Wirkung hat ihre Ursache, und die Menschen entschließen sich zu nichts ohne Grund. Wenn man diesen so gemeinen Grundsatz erwägt, so wird man sich leicht überzeugen, daß die erste Sprache nicht willkürlich seyn mußte; man mußte sich verständlich machen, folglich malen und nachahmen; und kann die Malerey eine Wirkung des Ohngefährs oder des Eigensinns seyn? hat sie nicht ihren bestimmten Gang, ihre unveränderlichen Regeln, wovon sie sich nicht entfernen kann?

Als man einmal den wahren Ausdruck der Dinge gefunden hatte, so war es nicht mehr möglich, sich desselben zu versagen: also wurde die erste Sprache nothwendig. Sie diente dennach natürlicherweise allen Mundarten zum Grunde, welche, da sie eine Menge von Wendungen annahmen, und mit unendlichen Verschiedenheiten die Wurzeln aus der Ursprache combinirten, die Sprachen der alten und neuen Völker gebildet haben.

Die Formirung dieser abstammenden Sprachen selbst hat eben so wenig willkürlich seyn können; sie ist Regeln unterworfen gewesen, die aus der Metaphysik der Sprache und aus den Umständen entstanden, in welchen sich jedes Volk befunden hat, Regeln, die aus dem Studium dieser Sprachen selbst erhellten.

Mit ein wenig Fleiß und Arbeit ist es also leicht, in einer jeden Sprache zu erkennen, was ihr eigen ist und was sie aus der Ursprache entlehnt hat, was Wurzel ist und was aus andern abstammt. Die Grundregeln hierüber sind von der größten Gewißheit, und beweisen, daß die

die etymologische Wissenschaft des strengsten Beweises fähig ist.

Wenn man einmal den Schlüssel von den Sprachen hat, so muß das, was in diesen Sprachen geschrieben ist, leichter zu begreifen werden. Aus dem Wörterbuch der Ursprache, und aus dem, worin das Verhältniß der Sprachen dargethan ist, entspringt eine unendliche Menge von Entdeckungen, die denen, welche diesen Schlüssel nicht hatten, unvermeidlich entwischen mussten.

Da man den Weg eingeschlagen, daß man das Alterthum nicht in abgerissenen Stücken betrachtet, und nicht jedes Volk, jede Sprache, jede Etymologie besonders in Erwägung gezogen, sondern sie alle einander zu nähern, und das Alterthum in seinem Ganzen wieder herzustellen gesucht, so hat es sich von selbst erklärt. Je mehr Vergleichungspunkte man gemacht, einen desto weitern Umfang hat man umfaßt, und desto interessanter, auffallender, reicher, zahlreicher, unwiderlegbarer sind die Folgerungen geworden.

Dadurch, daß man die Ähnlichkeiten und Verhältnisse der alten Zeiten mit den gegenwärtigen auszuspähen gesucht, haben sie sich einander selbst aufgeklärt. Der Leser hat also zwei gleich leichte und angenehme Bahnen zu durchlaufen: auf der einen kann er von uns zu den Alten hinauf, und auf der andern von den Alten auf uns herabsteigen. Diese zwei Bahnen berichtigen sich durch einander selbst, und lassen, in Ansehung der neuen Aussichten, die man dem Publikum eröffnet, nichts zu wünschen übrig.

Wenn die Entdeckungen der neuen Welt, die man der Erfindung des Seekompasses, und den Einsichten desjenigen Jahrhunderts, in welchem sich die Wissenschaften erneuerten, zu danken hat, für Europa ein interessantes Schauspiel waren, so müssen unstreitig die Entdeckungen, welche die erste Welt zum Gegenstand haben, für di- jen-

gen, die sich gern unterrichten, von nicht geringerm Werthe seyn. Es sollen keine mörderischen Entdeckungen seyn; sie werden keine Plane enthalten, Provinzen zu erobern, und Länder zu verwüsten: sondern sie werden die Zahl unserer Kenntnisse vermehren; sie werden uns die Quellen derselben anzeigen; sie werden uns den Schlüssel von der Weisheit der Alten geben; sie werden das Studium der Sprachen, und folglich die Ausbreitung der Wissenschaften, von einem Ende der Welt bis zum andern, erleichtern. Und da wir daraus die Mittel kennen lernen, wodurch die alten Reiche zu einem solchen Grad von Größe und glücklicher Verfassung gelangten, welche ihren Ruhm unsterblich machte, und zugleich die Verwirrungen und Abwege, wodurch die meisten unter ihnen gesunken sind, indessen das einzige, welches seine urersten Einrichtungen behalten, zu gleicher Zeit sein ganzes Glück und seine Macht aufrecht erhalten hat; so können wir daraus lernen, auf was für einen Grund die gegenwärtigen Reiche ein festes und dauerhaftes Gebäude aufführen können, welches über alle Seiten und alle Revolutionen triumphieren würde.

Je neuer und interessanter diese Gegenstände schienen mögen, desto wichtiger ist es, ihnen einen Charakter von unwiderstehbarer Gewissheit zu geben: und dessen hat sich der Verfasser zu befleihigen gesucht.

Der Gang, den er genommen, und die Grundsätze, die er bei Aufführung seines Gebäudes zum Grunde gelegt, sind in dem ersten Band enthalten.

Das ganze Werk soll in zween Haupttheilen bestehen: der eine soll blos Worte, und der andere blos Sachen zum Gegenstande haben: jener formirt gleichsam die Alleen und Kolonnaden; dieser aber enthält eigentlich das Heilighum des Tempels des Alterthums.

Plan der ersten Klasse.

Diese erste Klasse theilt sich in eine grosse Anzahl von Werken oder von Theilen ein. Diese sind:

- I. Die Grundregeln über den Ursprung der Sprachen, und ihre Verwandtschaft unter einander. Hier werden folgende Gegenstände behandelt:
 - a) Analyse des Sprachinstruments, und sein Umfang.
 - b) Seine Verhältnisse mit der Natur.
 - c) Worte und Alphabethe, die daraus entstanden sind.
 - d) Verhältnisse dieser Worte und Alphabethe mit ihren Gegenständen.
 - e) Worinn die Wurzelwörter der Sprachen bestehen sollen, und Benennung der Gegenstände, die ins Wörterbuch derer Völker, die sich blos aufs Jagen legten, derer, die den Ackerbau trieben, und in das Wörterbuch der moralischen und intellektuellen Ideen gehören.
 - f) Ursprung der Schrift, sowohl alphabethischer als hieroglyphischer.
 - g) Alphabete aller Völker, und wie sie aus einem einzigen entstanden.
 - h) Dass nicht mehr als eine Sprache existiren kann.
 - i) Welches diese Sprache war, nebst ihrem Umfang, ihrem Reichthum, ihrer Schönheit, ihren verschiedenen Eigenschaften.
 - k) Wie alle andere daraus entstanden.
 - l) Geschichte von jeder insbesondere.
 - m) Warum man bis jetzt noch nicht zu diesen Resultaten gelangen können.
- II. Wörterbuch der ersten Sprache, enthaltend die Wurzelwörter der alten und neuern Sprachen, und den Ursprung oder den Grund von jedem dieser Wurzelwörter.
- III. All:

- III. Allgemeine Grammatik, oder Ursprung und Ursachen von allem dem, was Grammatik heißt, warum es Nennwörter, Bewwörter, Zeitwörter u. s. w. gebe.
- IV. Wörterbuch der hebräischen Sprache, auf ihre wahren Wurzeln zurückgeführt, verbunden mit der ersten und mit den neuern Sprachen, und in einer großen Anzahl von Worten erläutert.
- V. Wörterbuch der lateinischen Sprache, auf ihre Wurzeln zurückgeführt, nebst dem Grund von einer jeden; so daß man in sehr kurzer Zeit nicht nur alle Worte dieser Sprache besitzen, sondern auch von jedem Grund und Ursache angeben kann.
- VI. Etymologisches Lexikon der französischen Sprache, worinn man alle ihre Worte auf ihren wahren Ursprung zurückführt, und worinn man zeigt, wie man dieser Sprache die Reichthümer der ersten, und der griechischen Sprache verschaffen könne.
- VII. Etymologisches Lexikon der Namen von Orten, Flüssen, Seen, Bergen, Städten u. s. w. des Alterthums, und selbst vom neuern Europa u. s. w. in so fern sie mit dem Alterthum und der ersten Sprache in Verbindung stehen.
- VIII. Vergleichungswörterbuch der celtischen, teutonischen, der nördlichen, der griechischen, persischen, indianischen Sprachen u. s. w. verglichen unter einander selbst, und mit der Ursprache.
- IX. Wörterbuch der Ursprache in hieroglyphischer Schrift.
- X. Ursprung der chinesischen Sprache und Schrift, und ihre Aehnlichkeit mit der Ursprache und ihrem Alphabet.
- XI. und XII. Untersuchungen über die Sprache von Afrika und Amerika, und wie man sich überzeugen könne, daß sie von der Ursprache herrühren.

Plan der zweiten Klasse.

- I. Geographie der ersten Welt.
- II. Geschichte und Traditionen dieser Welt.
- III. Ihre Lehrfäße.
- IV. Ihre Ackerbaugesetze.
- V. Ihr Kalender und ihre Festtage.
- VI. Ihre Astronomie.
- VII. Ihre Chronologie.
- VIII. Ihr symbolischer und allegorischer Genie.
- IX. Mythologien der alten Völker, der Chinesen, Indianer, Perser, Egyptier, Celten, Griechen, Römer u. s. w. In was für Verbindung sie mit der Patriarchalreligion der ersten Welt standen.
- X. Ihr Wappen.
- XI. Ideen, die man sich von Zahlen machte; und wie daraus die Lehre des Pythagoras, des Plato, und die Cabale der Juden entstand, u. s. w.
- XII. Erste Poesie, und ihre Grundursachen.
- XIII. Analysen, Uebersehungen, Vergleichungen, einer großen Anzahl von Werken des Alterthums, die schlecht überseht, schlecht verstanden, oder ganz vernachlässigt, und dennoch zur Kenntniß derselben nothwendig sind.
- XIV. Beurtheilende Notiz von Werken, worinn man die nemlichen Gegenstände behandelt, und die der Verfasser dieser Untersuchungen gelesen hat; und Titel von denen, die er nicht hat lesen können: eine Notiz, die interessant ist, weil sie gleichsam die kritische und rai-sonnirende Geschichte der vorherigen Untersuchungen über diese Materie ausmacht; und weil diejenigen, die solche Werke besitzen, so dem Verfasser entgangen sind, besser im Stande seyn werden, den Theil zu übersehen, welchen sie daraus nützen können, um die nemlichen Ab- sichten zu vervollkommen oder zu erweitern.

Die-

Dieses ist der Plan vom ganzen Werke; der Inhalt ist allerdings höchst interessant, und ich glaube dem Publikum einen Dienst zu thun, wenn ich ihn in den folgenden Stücken Abtheilung für Abtheilung zergliedre.

II.

Nouvelles observations sur l'Angleterre par l'Abbé Coyer. Yverdon 1779. (Ein Nachdruck.)

Diese neuen Beobachtungen sind von der Natur, daß sie außerdem, daß sie sich über das Ganze erstrecken, oft über unwichtig scheinende Kleinigkeiten gemacht sind, die in größern Reisebeschreibungen übergangen werden. Uebrigens sind sie so unparthenisch, als man sie kaum von einem Franzosen hätte erwarten dürfen. Sie sind in 35 Briefen enthalten, und diesen sind fünf Reden von Wilkes angehängt, die er bei Gelegenheit des gegenwärtigen Krieges mit den Kolonien gehalten hat. Dieses kleine Buch von 310 Seiten kann Reisenden und Nichtreisenden interessant seyn, und deswegen will ich meinen Lesern die wichtigsten Beobachtungen daraus mittheilen. Die Ueberfahrt von Calais nach Dover geschah in vier Stunden. Bliffon scheint, aller Wahrscheinlichkeit nach, Recht zu haben, wenn er sagt, die Felsen und Küsten auf beiden Seiten seyen von einer Natur, aus den nemlichen Materialien zusammengesetzt, und in der nemlichen Höhe, so daß man längst den Küsten von Dover die nemlichen Stein- und Kreideschichten finde, die man zwischen Calais und Boulogne findet. Die Länge dieser Felsen ist auch fast auf jeder Seite die nemliche, das heißt, etwa sechs englische Meilen. Unstreitig hieng

hieng England ehemals mit Frankreich zusammen, und wurde durch eine grosse Wasserevolution davon abgerissen.

In England muß man sich an eine ganz andere Lebensart gewöhnen, als man in Frankreich gewohnt ist. Vormittags nimmt man in England keine Staatsbesuche an. Die Mittagsmahlzeiten haben fast kein Ende: nach dem Essen wird das Tischtuch weggenommen, und nun trinkt man erst an einem Tische von Mahagoni, der so glänzend ist als wie ein Spiegel. Mit des Königs Gesundheit wird angefangen. Niemand schenkt dem andern ein. London ist größer als Paris. Dieses würde etwa zwey regulaire Biercke ausmachen, London aber drey, wenn man diese beyden Städte so abtheilen wollte. Herr Maitland hat in seiner Geschichte von London, die 1739 erschienen ist, dieser Stadt eine Million Einwohner gegeben, und Paris hingegen nur 700000. William Petty, in seiner Arithmetique politique, giebt London noch mehr als eine Million. Die Stadt ist des Nachts erleuchtet, so daß sich jedes Haus zwischen zwey Laternen befindet. Die Pfarrkirche unterhält eine davon, und die andere der Inhaber des Hauses: sie hängen nur sechs Fuß hoch. Die Sonne ist kaum untergegangen, so werden sie schon angezündet, und bey ihrem Aufgang findet sie sie noch erleuchtet. Außer der Temse fliesst ein anderer Fluß, den man New-River nennt, durch die Stadt. Das Wasser wird durch Maschinen in Kanäle gehoben, die es in alle Häuser bringen: man braucht also keine Wasserträger wie in Paris. Kommt Feuer aus, so darf man nur unterirdische Kanäle öffnen, woraus die Feuersprühen schöpfen können: indessen sind die Feuerbrünste deswegen in London gefährlicher als an andern Orten, weil in ihren Gebäuden gewaltig viel Holz steckt. Die meisten Häuser, sogar die Mobilien darinn, sind assekurirt, und diese Häuser haben vorne ein Zeichen, woran man sie erkennt. Die Assekuranzkompagnie hat große

große Vortheile davon. Hierher paßt eine Anekdote von einem reichen Engländer, der viel philosophisches Phlegma hatte, Namens William Beckford. Als man ihm die Nachricht brachte, daß sein schönes Landhaus abgebrannt sei, so zog er stillschweigend eine Schreibtasche aus der Tasche. Man befragte ihn, was das bedeute; und er antwortete: ich will ausrechnen, was michs etwa kosten wird, wenn ichs wieder aufbauen lasse. Der berühmte Herr Hartlei, Mitglied vom Unterhause, hat ein vortreffliches Mittel erfunden, Feuersbrünsten zuvorzukommen. Man weiß, das Feuer nährt sich von der Luft: Hartlei dachte also darauf, ihm diese Nahrung abzuschneiden. Das Geheimniß besteht darin: man darf nur ein doppeltes Eisenblech innwendig zwischen dem Boden und zwischen der Decke anbringen, so wird die Luft abgeschnitten, und das Feuer stirbt. Ich habe Versuchen beygewohnt, welche die nachdrücklichste Bestätigung von den vortrefflichen Wirkungen dieser Erfindung gegeben haben. Wäre sie nicht in Schiffen von großem Nutzen?

Als man die Straßen verbessern wollte, suchte man es durch eine Auflage zu bewirken, die nur auf die Reichen fiel: man legte einen Zoll auf die Kutschen: der Reisende zu Pferde oder zu Wagen zahlt gewöhnlich einen halben Schilling (4 Groschen), selten einen ganzen Schilling. Selbst der König ist nicht frey davon. Wer hingegen zu Fuß geht, bezahlt nichts, und geht auf guten Nebenwegen. Die Straßen sind ohngefähr nur so breit, daß zween Wagen neben einander fahren können. Sie sind meist sehr gut, und fast nirgends sieht man Wagengleise. Die Posten sind etwas theurer als in andern Ländern, aber man dringt einem nie mehr Pferde auf, als man nöthig hat. Kommt man an einem andern Ort an, so kann man in wenig Minuten wieder einsitzen, und findet im neuen Wagen alle seine Sachen in der vorigen Ordnung.

Die

Die Postillions, wie die Fiakers, fordern außer ihrem gesetzten Fahrgelde kein Trinkgeld. Zu Dover wird man genau visitirt, und alsdenn kann man das Königreich durchreisen, ohne daß es wieder geschicht.

Man zählt in dieser Stadt über 30 Hospitaler: sie befinden sich alle in einer Gegend beysammen, haben grosse Höfe und Gärten, gesunde Lust, und überhaupt herrscht darinn viel Reinlichkeit: auch liegt nur ein Kranker in einem Bett. Einige englische Meilen von London liegt an der Temse ein prächtiges Gebäude, das für Karl II bestimmt war. König Wilhelm und Königin Maria ließen es nachher zu einem Hospital für franke Seesoldaten einrichten, und viele Privatpersonen trugen dazu bey. Dieses Hospital heißt Greenwich, und ist für England ein eben so prächtiges Monument, als das Hotel des Invalides zu Paris. Auch die Handlungsmarine in London hat ihr besondres Hospital. Der Kaufmann, der 50 Pfund Sterling dazu giebt, ist ipso jure Mitgouverneur; und ein Matrose, der einmal eine Freystatt darinn haben will, muß monatlich so viel als vier Groschen hineinbezahlen. Diejenigen aber, so der ostindischen Kompagnie dienen, sind davon ausgeschlossen. Auch die Landsoldaten haben eine prächtige Freystätte, die von einem Ritter Dreen, unter Karl II und König Wilhelm, erbauet worden. Dieses Hospital heißt Chelsea, liegt zwei Meilen von London, mitten in einem schönen Park, an dem die Temse vorbeifließt, ist aber nicht so groß als das von Portsmouth oder Greenwich. Die Wittwen von Matrosen und Soldaten bekommen Pensionen, und die Kinder werden versorgt. In allen Quartieren der Stadt sind fromme Stiftungen für Greise, Wittwen und Waisen. Das Hospital Christi hat allein hundert Eleven, und das von St. Barthélemy fünf tausend schwächliche Leute. Jede Pfarrey hat die Versorgung ihrer Armen über sich, und erfüllt sie gut.

Man

Man sieht keine Bettler; wer Arbeit sucht, dem muß sie der Staat, vermöge einer Parlamentsakte, geben; wer nicht arbeiten kann, den muß der Staat ernähren. Man hat auch drey große Arbeitshäuser oder Zuchthäuser, die man Bridewells nennt. Die Männer haben zu Bedlam einen Zufluchtsort, welcher eines von den schönsten Gebäuden um London ist. Die Weiber sind durch Gitterwerk von den Männern getrennt. Auch die Provinzen haben dergleichen gute Einrichtungen.

Es giebt sehr viele Gesellschaften, die dem Parlament das Recht, Gutes zu thun, streitig zu machen suchen. Ich will einige anführen. Die Societät der Marine, die aus Tuch-, Salz-, Fischhändlern u. s. f. besteht, legte zu dem Gehalt, den die Admiralität Offizieren auf Kriegsschiffen von 60 Kanonen, für 30 junge Pursche zur Bedienung von 13 bis 18 Jahren, giebt noch zu, weil der Gehalt, 50 Schilling für einen, zu gering war, und sie keine bekommen konnten. Die Werbungssocietät that sich 1756 hervor, und brachte zuwege, was die Administration des geringen Preises wegen nicht hatte bewerkstelligen können. Wer weiß nicht, daß im letzten Kriege englische Frauenzimmer dem König von Preussen ihre Diamanten aufopferten? Der gegenwärtige Krieg von England mit den Kolonien kann gleiche Handlungen aufweisen. Die Erkenntlichkeitsgesellschaft sorgt für Priesterwitwen und Priesterkinder. Die Inokulationsgesellschaft hat für arme Kinder zwei Hospitäler aufgerichtet, worinn sie inokulirt und verpflegt werden. Hier öffnen sich die Börsen der Einwohner einstimmig zu wohlthätigen Handlungen. 1724 hinterließ ein Buchhändler, Namens Guy, ein Vermögen von 200000 Pf. Sterling zu einem Hospital für Unheilbare. Ein anderer reicher Mann, Sutton, setzte 144000 Pfund zu einem Hospital für unbehülfliche alte Leute, und zu Erziehung junger Leute in Künsten und Wissenschaften, aus. Ein

Rauf-

Kaufmann, Namens Gresham, baute von seinem Vermögen die Börse, eines der schönsten Monumente von London. Ein geistlicher Doktor Williamis baute den Geistlichen einen Büchersaal, und schaffte auch die Bibliothek an. Ein Patriot, Hugh Midleton ließ einen Bach zwanzig Stunden weit auf seine Kosten, durch 800 Wasserleitungen, in die obern Quartiere von London leiten, wohin die Pumpen auf der Temse das Wasser nicht treiben konnten. Hugh Clifton, als er Lordmaire geworden war, ließ der Stadt Stratford, in der Grafschaft Warwick, eine Brücke über den Avon auf seine Kosten bauen; und dergleichen Beispiele hat man sehr viele.

Man hat auch in dieser Stadt Subscriptionen zum Besten der gefangenen Rebellen, ihrer Wittwen und Kinder. 1756 hatte der französische Minister eine Menge gefangener Franzosen vergessen: diese Unglücklichen waren im Elend umgekommen, wenn sich nicht ihre Feinde ihrer angenommen und sie vermittelst einer Subscription dem Elend entrissen hätten. Gegen offbare Bosewichter hat man weniger Mitleiden; das Gefängniß, worinn sie eingeschlossen sind, heißt Newgate, und ist eines der schönsten Gebäude in London. Die Kerker und Fesseln sind menschlich. London hat jährlich acht Criminalsessio-
nen zu Oldbailey, auf der Seite von Newgate. Wenn eine gehalten wird, so sitzt der Lordmaire auf einer Art von Thron; an dem Halse trägt er eine herabhan-
gende goldene Kette, und über seinem Haupte hängt ein Schwert, das Symbolum der Macht: er hat übrigens zween Oberrichter, zween Sheriffs, und zween Alder-
männer zur Seite. Alle diese Magistratspersonen haben einen Blumenstraus in der Hand, und der ganze Saal ist mit wohlriechenden Blumen bestreut. Der Beklagte steht an einem kleinen umschrankten Ort vor dem Tribunal; der Kerkermeister hinter ihm. Die zwölf Geschwore-

nen, seine wahren Richter und seine Pairs, sitzen auf einer Bank daneben, und das Publikum betrachtet, hört an, und richtet, so zu sagen, mit den Richtern. Ist das Todesurtheil gesprochen, so kommt es noch drauf an, ob es der König unterzeichnet oder nicht. Die Spitzbuben morden bloß darum in England nicht, weil sie wissen, daß der König bloßen Spitzbuben das Leben schenkt. Man rädert und martert in England nicht. (Der Verfasser war auch bey der Hinrichtung des Doktor Dodds gegenwärtig.) Das Criminalgesetzbuch der Engländer ist ein Monument der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit. Blackstone hat vortreffliche Anmerkungen dazu gemacht. In England darf keine Mannsperson eine Weibsperson schlagen; es wird hart bestraft.

Man sorgt auch sehr für Verschönerung und Annehmlichkeit. Die Häuser werden durch einen Graben von einander geschieden, damit die Küchen und Gewölber nicht haben. Die Straßen werden sehr reinlich gehalten. Die Stadt hat viele große Plätze und Märkte; schöne Hôtels nicht, außer dem Hôtel des Lord Maire, der aber mehr ein Palast zu nennen ist. Die Kirche des heiligen Paulus ist die zweite Kirche der Welt, hat aber innwendig keine Verzierungen; der Ritter Christoph Wreen hat sie gebaut. Sie hat nebst den dazu gehörigen Wohnungen 810380 Pfund Sterling gekostet. Was für ungeheure und prächtige Brücken London hat, ist schon zur Genüge bekannt.

Noch heut zu Tage fehrt man im Junius das Fest der alten und berühmten Eiche, welche Earl dem II. zur Freystatt diente, nachdem er die Schlacht bey Worcester an Cromwell und mit ihr den Thron verloren hatte. Man weiß, daß er sich viele Tage darinn verborgen hielt. Als er sie einmal, nach seiner Wiedereinsetzung, wieder sah, nahm er einige Eicheln davon mit sich, pflanzte sie in den Park von St. James, und begoß sie immer selbst. Die

Die Königliche Eiche (wie man sie nennt), die ihn verbarg, existirt noch heut zu Tage, und damit sie nicht zu sehr verstimmt wird, weil jeder, der hinkommt, einen Zweig davon haben möchte, so hat man sie mit einer Mauer umgeben. Alle, die zum Fest gehören, sind mit einem Eichenzweige geziert.

London hat vier Theater, zwey italiänische Operntheater, nemlich ein ernsthaftes und ein komisches, und zwey englische. Auf dem Theater von Drury-Lane spielte der berühmte Garrick, und auf dem andern der ebenfalls berühmte Foote, Englands Aristophanes. Alle Zuschauer können in ihren Schauspielhäusern sitzen. Außer diesen großen Theatern giebt es noch eine Menge kleine, die von der niedrigen Classe des Volks sehr besucht werden.

In den englischen Vaux-Halls kann man auch speisen; der Platz ist sehr groß, und wird zahlreich besucht. Das Karneval fängt zu London im October an, und dauert bis gegen das Ende des Monats May. Zween Lustgärten, wo man Erfrischungen haben kann, dienen zu Gesellschaftsorten, und man zahlt nichts für den Eingang. Der Park Saint-James ist größer als die Thuilleries, aber nicht so schön; er stößt an zwey andere, die zu Promenaden dienen, bis nach Kensington, einen andern königlichen Garten, den le Vostre angelegt hat.

Im Pantheon befinden sich oft zwey- bis dreihundert Frauenzimmer; man tanzt und speiset da. Die maskirten Bälle sind zu Sohosquare; das Billet hierzu kostet dren Guineen.

Das Baren und Ringen kann man sehr häufig sehen; die Streitenden werden oft durch Wetten aufgemuntert. Oxford hat zwanzig Collegien, die alle von Privatpersonen gestiftet oder unterhalten werden. Die Universität hat artige Gebäude, insonderheit ein schönes

Theater von Wreen gebaut. Hier werden die litterarischen Uebungen gehalten und die Preise ausgetheilt. Sie hat ferner ein Musäum auch von Wreen, worinn sich ein reiches Naturalienkabinet befindet. Jedes Collegium a hat seine Bibliothek. Die öffentliche Bibliothek, von Bodley gestiftet, enthält viele seltene Manuscrite und griechische Alterthümer. Man sieht daselbst die berühmten arundelischen Marmor aus der Insel Paros, die ein Marechal von England, Graf von Arundel, daselbst aufsuchen lassen. Diese Marmor stellen die vornehmsten Epochen der Geschichte der Athenienser vor, von dem ersten Jahre des Cecrops an, 1582 Jahre vor Christi Geburt, bis zum 364sten Jahre nach Christi Geburt. Nahe bei dieser Bibliothek ist die Druckerey des Kanzlers Clarendon, ein schönes Gebäude. Die Universität Cambridge hat nur zwölf Collegien und zwei öffentliche Bibliotheken. Hier bildeten sich Bacon, Tewton, Bentley. Im Collegium der Dreieinigkeit steht die Statue des unsterblichen Tewtons von Roubiliac, einem französischen berühmten Bildhauer.

Bristol ist, wie bekannt, eine große Handelsstadt und erweckt die Eifersucht von London. Hier sieht man auf einem freyen Platze die Statue Wilhelms III von dem berühmten Rysbrac. Die Stadt hat schöne öffentliche Gebäude, gute Stiftungen und Hospitaler. Plymouth ist das große Arsenal der Marine. Bath ist wegen seiner warmen Bäder berühmt; es verdient gesehen zu werden.

In allen Collegien von Oxford und Cambridge findet man die Statuen oder Büsten ihrer Stifter und vornehmsten Wohlthäter; und vorzüglich in London sucht man das Andenken wohlthätiger Seelen zu erhalten. Im Hof der Börse sieht man die Statuen der Regenten, welche die Handlung am meisten begünstiget haben, und die Statuen der Kaufleute, die sich hervorgethan

und

und patriotische Großmuth ausgeübt haben. So sieht man den Thomas Gresham und den John Barnard neben der Königin Elisabeth und Wilhelm III. In der Westmünsterabtei sind die Gräber der Könige, nebst vielen andern Denkmälern, zu sehen. Die Inschrift auf Newtons Monument heißt:

Hic iacet Isaacus Newton.

Si nescis hunc, abito.

Von einer großen Toleranz der Geistlichen möchte folgende Inschrift auf dem Grabmal des Herzogs von Buckingham seyn:

Dubius, sed non improbus vixi;

Incertus morior, non perturbatus.

Humanum est nescire et errare.

Man sagt gewöhnlich, die berühmte Schauspielerinn Oldfield habe ein Denkmal in dieser Kirche, aber es ist falsch: sie liegt zwar da begraben, aber incognito. Nach ihr hat man eine andere auch darinn begraben. Jedermann von den Einwohnern, der diese Denkmäler besucht, kennt die Gegenstände davon.

Der Saal von Vaux-Hall ist inwendig mit vier großen Gemälden ausgeziert, welche Englands letzte Eroberungen in den vier Welttheilen vorstellen. Man findet da die großen Generale Anson, Vernon, Boscas wen, Hawke, Elve, Wolff, Zimmerst.

Lord Chatam hat noch bey seinen Lebzeiten zu Cork in Irland eine Statue erhalten; und zu London hat man ihm eine schöne über die Temse gebaute Brücke zugeeignet; sie heißt Pitt, weil er noch unter diesem Namen der Republik so großen Nutzen stiftete. So wie aber der Patriotismus der Engländer zu belohnen weiß, so weiß er auch zu bestrafen.

Die Einrichtungen der Parlamentshäuser sind bekannt. Das eine besteht aus den Pairs, das andere aus den Repräsentanten des Volks, deren 558 sind; jeder

trägt sich wie er will. Der König hat für sein Haus und die Gesandtschaften ohngefähr 18 Millionen und 400000 französische Pfund. Der König verlangte Zulage beym Parlamente. Seine Commissarien erschienen, machten drey tiefe Bucklinge, legten ihr Schreiben auf den Tisch, und begaben sich rücklings mit drey tiefen Reverenzen wieder hinaus. Der Zutritt ist dem Volke eine Zeitlang verwehrt gewesen, weil es zu beschwerlich geworden, aber der Oberste Lutrel hat es wieder dahin gebracht, daß man dem Publikum die Thüren wieder öffnet, jedoch mit kluger Vorsicht. Bey den Versammlungen der Pairs ist der König immer gegenwärtig. Der Verfasser wohnte auch hier einigen Versammlungen bey. Der Saal ist simpel und klein. Der König erschien und vor ihm zween Waffenträger; er war mit dem königlichen Mantel geziert, mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand, und so setzte er sich auf den Thron: zween Lords folgten ihm: der eine trug seinen Degen, der andre eine Müze, vermutlich ein Sinnbild der Freiheit, weil es die Churmüze nicht sehn kann, da sie schon zum Ceremoniell gehörte, ehe Hannover an England fiel. Der Grosshofmarschall und der Grossstallmeister nahmen ihren Platz neben dem König mit einem weißen Stab in der Hand; der Kanzler und die Grossrichter saßen auf vier Säcken von kostbarer Wolle zu ihren Füssen. Die Stühle der Pairs stehen im Parket; die Deputirten vom Unterhause nebst dem Redner standen an den Schranken. Es befanden sich wenig Pairs, aber viel Frauenzimmer darinn. Den Fremden wies man Plätze neben dem Thron an. Nach Lesung jeder Bill sagte der König durch den Mund seines Kanzlers: der König will es; und am Ende dankte er den beyden Häusern. Gefallen ihm aber die Bills nicht, so sagt er: der König wird sich dars über besinnen; und das alles in französischer Sprache.

Diese

Diese Gewohnheit röhrt von Wilhelm dem Eroberer her. Der Richter Blackstone hat einmal hierüber gesagt: „Das ist das einzige Merkmal von Sklaverey, welches uns geblieben ist, und es ist gut, daß wir es behalten: denn es erinnert uns immer, daß unsere Freyheit fallen kann, so wie sie ehemals durch eine fremde Gewalt fiel.“ Am Hofe ist der König in allem simpel; er hält wöchentlich zween Gallatäge. Man versammlet sich gegen Mittag: die Herren stehen auf der einen und die Damen auf der andern Seite. Gegen Fremde ist der König und die Königin besonders aufmerksam. Diese Audienz dauert drey Stunden. Auf diese Art kann jedermann mit dem König sprechen.

Die Municipalversammlungen werden zu Guild's hall gehalten. Es war gerade um die Wahl der öffentlichen Stadtbeamten durch die Stimme des Volks zu thun, nemlich eines Sheriffs, (der vornehmsten Magistratsperson, weil er in gewissen Fällen zugleich Officier der Administration und Richter ist; er macht auch die Liste der Geschworenen) eines Aldermanns (Schöppen) unn eines Chamberlains (Schatzmeisters der Stadt.) Der Lord Maire kam in einer eben so prächtigen Kutsche mit 6 Pferden bespannt, als der König ins Parlament kam. Die Sinnbilder der Freyheit waren darauf gemalt. Die Kutscher und Postillions hatten himmelblau mit Silber. Er setzte sich auf das Thatrum, vor ihm stand ein Tisch, auf welchem ein Degen in der Scheide lag. Die Sheriffs mit ihren drenfach auf die Brust herabhängenden Ketten, und die Aldermannen setzten sich neben den Lord Maire, um die Stimmen sammeln zu helfen. Die Kandidaten befanden sich nebst einigen Fremden auch auf dem Theater. Das Volk stand in dem sehr großen Parterre. Um votiren zu können, muß man Livery-man seyn, das heißt, Bürger von London und freyer Mensch. Domestiken, Lehrlinge und Min-

derjährige sind davon ausgeschlossen. Beym Votiren hebt man die Hand in die Höhe: läßt sich die Mehrheit nicht überschauen, so giebt man die Stimmen schriftlich. Die Wahl des Lord Maire geschicht wie die übrigen. Man behauptet in London, daß der Hof in die Stimmen des Volks weit weniger Einfluß habe, als in die Stimmen des Parlaments. Es ist bei Strafe von 500 Guineen verboten, eine Magistratur auszuschlagen: das Volk würde es als eine Verrätheren ansehen.

Die Preszfreyheit erstreckt sich über alles, ausgenommen über Pasquelle nicht, und jedermann kann seine eigene Presse haben. Der Hof verlangte, daß die Theaterstücke der Censur des Oberkämmerers unterworfen seyn sollten, ehe sie vorgestellt oder gedruckt würden. Die Sache wurde vor dem Parlament entschieden, und der Hof konnte weiter nichts erhalten, als daß sie der Censur unterworfen seyn sollten, der Druck aber blieb frey.

Man hat in London keine Anstalt, welche das wäre, was in Paris die Polizen ist. Die öffentliche Ordnung wird in dieser großen Stadt ohne Soldaten erhalten. An deren Stelle sind Leute da, die man Constables nennt, Leute aus dem Volk mit krummen Stecken, womit sie viel Lärmen machen, aber wenig Schaden thun können, und diese verhindern Zumult und Unruhen. Geschieht aber ein Aufstand, wogegen die Constables nichts ausrichten können, so erscheint eine Magistratsperson und liest eine Proklamation ab, welche alle diejenigen, die sich nicht in ihre Häuser zurückbegeben würden, für Störrer der öffentlichen Ruhe erklärt. Ungeachtet man das zum Voraus weiß, so geschieht doch bisweilen ein Aufstand, und nach abgelesener Proklamation geht man wieder ruhig nach Hause. Auch in Schauspielhäusern hat man keine Wachen. Gefällt ein Stück nicht, so kann man es auspeisen. Auch die Nacht über hat man keine andere Wachen als die Nachtwächter, welche die Stunden

den abrufen, Nachricht geben, wenn man eine Thüre oder ein Fenster offen gelassen, die Fremden zurecht weisen, und die Feuerglocke läuten, wenn Feuer auskommt. Auf den öffentlichen Straßen hat man ebenfalls keine Marechaussees, und das alles deswegen, weil die Nation wider alle Gewalt, die der Freyheit nachtheilig seyn könnte, aufmerksam ist.

Die englische Kirche schließt viele Sekten in sich: Anabaptisten, Juden, Lutheraner, Calvinisten, Presbyterianer, Methodisten, Katholiken, Herrnhuther oder mährische Brüder, Quäcker, Arrianer, Socinianer, Deisten, Unitaires. Die Herrnhuther sprechen den Quäckern alle Treu und Glauben ab. Die freien Deisten haben einen öffentlichen Gottesdienst. Sie haben eine Kapelle und eine eigne Liturgie. Als die Kapelle eingeweiht wurde, hielt Dokter Williams eine Predigt über die göttliche Verehrung und die allgemeine Wohlthätigkeit. Nach der Predigt las er die Liturgie ab, welche aus Gesängen zwischen dem Volk und Prediger zusammengesetzt ist, und die Vollkommenheiten des höchsten Wesens zum Gegenstande haben. Dieß sind Hymnen in Versen, die aus englischen Dichtern, Thomson und Milton, gezogen sind, nebst zwanzig, von verschiedenen Verfassern übersetzten Psalmen. Alle diese verschiedenen Religionen leben dennoch meist mit einander in Friede. Die englische Regierung war ehemals so intolerant als sonst eine. Sie ist aber davon gänzlich zurückgekommen. Ist noch eine Spur von Intoleranz angetreffen, so ist's wider die Katholiken. Demungeachtet wird ein Katholik in Kunst- und gelehrte Gesellschaften, wie auch in bürgerliche, willig aufgenommen. Außer den Kapellen der Gesandten, giebt es noch zwei öffentliche katholische Kapellen. Die Parlamente von England und Irland haben die Toleranz gegen die Katholiken so weit ausgedehnt, als sie nur gehen kann, unter

der einzigen Bedingung, daß sie eidlich das Ausschließungsrecht vom regierenden Hause zur britannischen Krone anerkennen müssen. Die Sonntage werden in England aufs feierlichste begangen. Die Begräbnisse sind in den Städten, welches neben andern guten Anstalten zu verwundern ist.

Was die allgemeine Glückseligkeit anbetrifft, so ist sie nicht nur in großen Städten, sondern auch auf dem Lande zu finden, wo der Landmann keinen andern Gewinn zieht, als vom Aibau seiner Erde. Es giebt eine unglaubliche Menge Landleute in England, die jährlich zweitausend, viertausend, sechstausend französische Pfund reinen Ertrag haben; ja es giebt welche in der Grafschaft Kent, die es bis auf 24000 bringen. Drückende Armut findet man fast nirgends. Dieser öffentliche Wohlstand hat viel Quellen. Der Ackerbau ist die vornehmste. Die Erde ruht hier nie; sie trägt alle Jahre wieder. Man hat keine Brachfelder. Vor der Regierung der Königin Elisabeth kaufte England eine große Menge Getraide. Im gegenwärtigen Jahrhunderte hat es für unendliche Summen ausgeführt. Man legte aber auch der Verbesserung des Landbaues nichts in den Weg, keine willkürlichen Zölle. Der Adel und die Geistlichkeit wachen darüber. Ihre Ländereyen sind umzäunt. Die Jagd schadet ihren Erndten nicht. Jeder, der 2000 Pf. Einkünfte besitzt, hat die Jagdgerechtigkeit. Die Viehzucht ist sehr ansehnlich. Die Stadt Dorchester zählt in einem Umkreis von zwei Stunden mehr als sechsmal-hunderttausend Schafe, und die Ebenen von Salisbury sind mit Heerden bedeckt. Die Natur hatte England keine schöne Wolle gegeben. Heinrich VIII bedung sich in seitem Heyrachskontrakt mit Catharinen von Arragonien eine Lieferung von 3000 Stück spanischer Schafe. Die Braut schlug er wieder aus, aber die Schafe behielt er. Diese kostbare Art Schafe erhält

hält sich noch immer; man wartet sie gut, und läßt sie zu jeder Jahreszeit Tag und Nacht weiden. Ehemals bog England die französischen Pferde den seinigen vor; ist sind die französischen Ställe mit englischen angefüllt. Die Landleute in England haben auch noch den großen Vortheil, daß sie keine gutsherrlichen Gerechtigkeiten haben, und die Richterstühle sind auch nicht zu sehr mit Beamten übersezt. Eine andere große Quelle von Englands Wohlstand ist die Handlung. Das Produkt der Steinkohlen ist ein beträchtlicher Zweig der innländischen Handlung. Tausend große Schiffe sind nur immer in Bewegung, dieses Produkt von Newcastle nach London zu holen. Die Temse ist ein unaussprechlicher Vortheil für die Handlung von England. Man muß sich durch Maste aller Arten durchdrängen. Als ehedem König Jacob I. aus Misvergnügen gegen die vornehmsten Magistratspersonen, drohte, den Thron in eine andere Stadt zu verlegen, so antwortete ihm der Lord Mai-re: wenigstens, Sire, werden Sie uns doch die Temse lassen. Außer London hat England folgende Handelsstädte: Bristol, Liverpool, Hull, Plymouth, Plymouth, Lynn, Deal, Newcastle. Jede dieser Städte hat mehr Schiffe als Nantes oder Bordeaux. Auch in Städten, wo Manufakturen sind, muß man die Handlung suchen. Birmingham, das vor 45 Jahren fast noch ganz ohne Namen war, ist heut zu Tage durch seine Eisen-, Stahl- und Druckmanufakturen so berühmt geworden, daß auf achtzigtausend Seelen damit beschäftigt und ernährt werden. 1776 war die Handlungsbalance auf französischer Seite, gegenwärtig ist sie auf der englischen. Zween Millionen Menschen, das heißt der Quart von der englischen Nation, ohne Schottland und Irland zu rechnen, handeln; von der französischen kaum der sechzehnte Teil.

1777 hatte die Kriegsmarine von England 261 Kriegsschiffe von jeder Größe, unter welchen sich 142 Schiffe von der Linie befanden. Keine Seemacht hat jemals eine solche Marine gehabt. Die vier großen Arsenale, welche einer so großen Marine ganz entsprechen, sind Chatam auf der Medway, Woolich auf der Temse, Portsmouth und Plymouth. Man könnte sie für die Magazine von ganz Europa halten. In drei Tagen hat man zu Chatam den Royol Souverain, ein Schiff von 60 Kanonen, segelfertig ausgerüstet. Man wacht auf den Schiffen über die Gesundheit mit äußerster Sorgfalt. Unreinlichkeit ist eine Quelle der Zerstörung. Man wascht und reinigt also das Schiff von der ersten Brücke an bis auf den Boden. Diese tägliche Aufmerksamkeit kostet einem Volke nichts, denn die Reinlichkeit zum Instinkt geworden ist. Eine andere Ursache von Ungesundheit ist die stehende Luft; man hat also Ventilators angebracht, welche frische Luft zuführen. Eine dritte so tödtliche und so allgemeine Ursache ist der Skorbut. Das Bier, der Malt (Gerstenmalz, woraus das Bier gemacht wird), das Sauerkraut, und die portable Soup sind herrliche Mittel dagegen. Die portable Soup ist eine Brühe, die aus Sauerkraut, Zucker und Sago zusammengesetzt ist, von aller Fettigkeit und Fäulniß frey. Diese Brühe verdickt sich nach und nach, und formirt feste Läselchen, die sich lange Zeit erhalten. Mit diesen heilsamen Mitteln versehen, reisete Capitain Cook aus, machte auf dem Schiff la Resolution mit 118 Menschen in 3 Jahren 18 Tagen die Reise um die Welt durch alle Klimata durch, vom 52 Grad nördlicher Breite an bis zum 71 Grad südlicher Breite, und verlor nur einen einzigen Menschen. Der Minister der englischen Marine hat auch auf den Schiffen Ableiter des Blizes angebracht. England spart nichts, die Herrschaft des Meers auf seiner Seite zu behalten. Es hat immer große Admirale und Officiere, weil sie meist von unten auf

auf gedient haben. Sie sind auch gut bezahlt. Ein Schiffskapitain hat 16000 französische Pfund, ein Matrose monatlich 34 Pfund, nebst seiner Mahnung und Bier. Macht ein Schiff eine Prise, so wird sie in 8 Theile getheilt, und jeder hat Theil daran.

Da die Engländer das Landleben sehr lieben, so sparen sie auch ihren größten Aufwand auf die Landhäuser. Da zeigen sie Pracht, in London hingegen nicht. Ihre Gärten sind nichts als Verschönerungen der ländlichen Natur. Der Sommer ist in England die angenehmste Jahrszeit; er behält daselbst die Annehmlichkeiten des Frühlings. Blenheim ist merkwürdig zu sehen. Niche weit von diesem schönen Ort sieht man noch zu Woodstock einige Spuren von einem königlichen Hause, an welches das kostbare Labyrinth stieß, wo Heinrich II seine schöne Rosamunde verwahrte. Blenheim ist ein Monument der Erkenntlichkeit der Königin Anna, gegen den berühmten Herzog von Marlborough. Man findet hier, neben andern schönen Malereyen, Gemälde von Rubens, Titian und Vandycck. In dem sehr großen Park steht ein Obelisk, auf dem der Ruhm und der Charakter des Helden eingegraben ist. Die Gärten von Stow sind ein wahres iridisches Paradies. Man muß sie ganz beschreiben, oder nichts davon sagen. Das Landhaus des Lord Shelburn ist ebenfalls herrlich; man findet da schöne Statuen und Gemälde. Zu Portland in einer schönen Rotunde befindet sich Shakespear's Monument, von Garrick errichtet. Von der Pracht der Landhäuser der Privatpersonen darf man nicht auf die Pracht der königlichen Landhäuser schließen. Kensington, Richmond, Kew, sind nichts weniger als schön. Auch lebt der König da mehr als Hausvater denn als König. Hamptoncourt und Windsor, auch königliche Landhäuser, sind schöner. Zu Windsor sieht man schöne Gemälde von Rubens und Tintoret. Die Ra-

30 . II. Coyer nouvelles observations

Kapelle ist ein Meisterstück der gothischen Baukunst. Dieses Schloß hat drey Parks; zween haben wenigstens eine Stunde, und der dritte drey Stunden im Durchmesser.

Es giebt zweyerlei Adel in England, hohen und niedrigen. Der hohe begreift die Titel, Baron, Vicecomte, Comte, Marquis, Duc; der niedrige, Chevalier, Ecuyer-Chevalier, Chevalier-Baronet. Den Titel Squire nehmen die Rechtsgelehrten, Mediciner und Professoren auf Universitäten an.

Die nützlichen Künste sind in England zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gestiegen, nicht weniger die Handwerke. Die Brauhäuser tragen nicht wenig ein. Man hat auch Seidenmühlen; eine der größten ist zu Stockport. Die bildenden Künste und die Musik haben sich zu einem hohen Grad empor geschwungen. Es wimmelt in England an Meisterstücken der Kunst, aber es hat sie fast nur Fremden zu danken. In den Wissenschaften hat England mehr Köpfe aufzuweisen, als in den bildenden Künsten.

Die Männer haben ihre besondern Gesellschaften, nach den Ständen, die sie Clubs nennen. Außer diesen sind an gewissen Tagen Gesellschaften bei den Ministern und Großen der Stadt. Wer aber Freundschaft sucht, muß in die Clubs gehen: sie gründen sich meist auf Fremdmäureren. Den Nationalcharakter der Engländer entdeckt man mehr in den Provinzen, als in der Hauptstadt. Der Engländer ist selbst in seinen Vergnügungen ernsthaft. Er denkt und empfindet mehr als er spricht. Ein großer Zug im Charakter der Engländer ist die Standhaftigkeit. Sie zeigt sich in unermüdeter Thätigkeit, den Ackerbau, die Handlung, die Künste und Wissenschaften zu erhöhen. Wenn die Quadratur des Zirkels, das perpetuum mobile, die Verwandlung der Metalle möglich sind, so findet sie gewiß ein Engländer. Ferner zeigt sich ihre Standhaftigkeit in der Freyheit. Alfred der erste

erste von den großen Königen des Landes, schrieb in seinem Testament: es ist recht und billig, daß der Engländer so frey sey, als sein Gedanke. Der Stolz ist eigentlich kein Zug im Nationalcharakter der Engländer; er röhrt bloß von der politischen Verfassung her. Die Gewohnheit, daß man dem Könige von England bei öffentlichen Mahlen auf den Knien servire, scheint dem stolzen Sinn der Engländer ziemlich entgegengesetzt zu seyn, aber sie ist eine bloße Etikette. Ein dritter Zug des englischen Nationalcharakters ist die Menschlichkeit. Es sind schon Proben davon erwähnt worden. Was der öffentliche Schatz für Unglückliche von allen Klassen nicht thun kann, thun Gesellschaften auf Subscription. Selbst gegen die Feinde und Döserwichter des Staats verfährt man menschlich. Nach der englischen Verfassung kann der Mann von Verdienst zu obrigkeitlichen Bedienungen und Ehrenämtern gelangen, er mag seyn, wer er will. Nach der englischen Verfassung ist es schwer, dem Arbeiter seinen Lohn, oder den Vorschuß des Kaufmanns vorzuenthalten und vom Kredit zu leben. Niemand ist da gern schuldig; denn um 40 Schillinge will man einen, wenn er keinen Bürgen stellen kann, gefänglich einziehen lassen. Damit aber Unglückliche nicht immer dem Elend ausgesetzt bleiben, so schickt der König alle 7 Jahre dem Parlamente ein Freylässungsedict zu, vermöge welchem alle Schuldner, die nie bezahlen können, aus ihrem Gefängniß wieder erlöset werden. Die Liebe des Vaterlandes ist in der englischen Verfassung die Quelle großer Tugenden, und eine allgemein ausgebreitete Leidenschaft. So sehr die Engländer das geschäftvolle Leben lieben, so sehr lieben sie auch das Landleben, aber sie genießen es auch in beständig angenehmer Beschäftigung. Sie sind ihren Weibern sehr zugewanzt. Die Weiber üben mit dem Ton der größten Anmut, Verstand, Empfindung, und guter Lebensart, im Hausewesen

wesen oft eine zu übertriebene Herrschaft aus. Das weibliche Geschlecht lebt hier nach einem Grundsatz, der nicht überall angenommen ist. Ein Mädchen sagt: ich bin fren, warum soll ich nicht die Sprache der Liebe hören? Eine verheyrathete Frau hingegen sagt: ich bin versprochen, ich bin gebunden, ich darf nichts mehr hören. Daher kommt es, daß ein Mädchen in Gesellschaften aufgeweckt und lebhaft ist, ihre Mutter hingegen einen ernsthaften Ton und ein gleiches Verhalten annimmt. Ein mannbares Mädchen kennt ihre Rechte, sie weiß, daß sie nach dem natürlichen Gesetz nicht die Einwilligung anderer bedarf, um über sich zu disponiren. Aber die Mutter, die schon über ihre Person disponirt hat, ehrt ihren Schwur. Weiber von der hohen Sphäre geht das eigentlich nichts an: diese haben immer ein eignes Privilegium. Sind Männer von Rang ihrer Weiber müde, so geben sie ihr eine Pension, und ziehen von ihnen: können sie sie der Untreue beschuldigen, dann erst trennt sie die Gerechtigkeit. Vor einiger Zeit nahmen sich noch die vornehmsten Frauen ihres Hauswesens an, ist nicht mehr. Wittwen verheirathen sich hier sehr geschwind wieder. Öffentliche Weibspersonen giebt es hier in so ungeheurer Anzahl und von so abscheulicher Unverschämtheit, daß man darüber erstaunen muß.

Jede reiche Nation hat Luxus. Hier ist eine Art von Luxus im Schwung, wie sie es in andern großen Städten nicht ist, der Luxus in Statuen und Gemälden. Die Kamine und Treppen in großen Häusern sind vom schönsten carrarischen Marmor. Ein anderer Luxus herrscht in Porzellan und in Kleinodien. In Kleidern und im Essen hat man keinen; hingegen in Spielen und Wetten bis zur Ausschweifung.

Der Luxus des Volks schränkt sich auf Wohlstand ein. Es liebt einen zulänglichen Tisch, solide Kleidung, gesunde Wohnung, mäßige Arbeit. Was es macht,

macht

macht es auf, aber langsam. Die Trunkenheit geht hier nicht sehr im Schwange, obgleich wenig Wasser getrunken wird. Von allen diesen Tugenden hat die Nation auch ihre Fehler, wie sie jede hat. Heuchelei ist hier aber ein unbekanntes Laster, sogar unter den Geistlichen.

So weit gehen die Beobachtungen des Herrn Abbé Coyer, der sich schon durch andere Schriften um das Publikum verdient gemacht hat. Das Buch ist sehr angenehm geschrieben, und trotz seiner Kürze hinlänglich, den Leser mit dieser interessanten Nation einigermaassen bekannt zu machen. Giebe noch etwas zu wünschen übrig, so wäre es das, daß sich der Verf. zugleich mit den Merkwürdigkeiten und Kunstkabinettern mehr beschäftigt hätte, damit es dem Reisenden von noch großem Nutzen wäre, sollte er sie auch nur katalogweise angemerkt haben. Doch er hat keine Beschreibung von England, sondern nur seine Beobachtungen darüber geben wollen. Von den angehängten fünf Reden will ich hier weiter nichts sagen: sie sind auch schon aus den Zeitschriften und politischen Journalen bekannt worden; und wer kennt den Wilkes, seine Freymüthigkeit und bisweilen seine Unverschämtheit nicht?

III.

Institution des Sourds & Muets, par la voie des signes methodiques; ouvrage, qui contient le projet d'une langue universelle, par l'entremise des signes naturels assujettis à une Methode, en deux parties.
à Paris 1776.

Welchen Menschenfreund muß es nicht freuen, daß man Mittel ausfindig zu machen gewußt, eine so unglückliche Klasse von Menschen, als Taub- und

Stummgeborene sind, durch Beybringung einer Sprache, sie sey nun welche sie wolle, und durch Mittheilung menschlicher Kenntnisse, an sich selbst glückseliger, und der Welt brauchbarer zu machen? Es ist ein wichtiges ruhmvolles Unternehmen, und die vortrefflichen Menschenfreunde, die sich diesem Geschäfte unterziehen, verdienen Denkmäler. Der Pater Ponce, ein Spanier, welcher 1584 gestorben, ist wahrscheinlich der erste, welcher die Kunst erfunden, Stumme sprechen zu lehren; aber es ist von seiner Methode nichts auf unsere Zeiten gekommen. Im letzten Jahrhunderte haben Wallis in England, und Almian in Holland mit bewundernswürdigem Erfolg in diesem Fache gearbeitet, und aus ihren Schriften erschließt, daß sich ein gewisser Mönch vor ihnen darinn gefügt. Auch andere Spanier haben viele Jahre vorher über diese Materie gearbeitet, Lluminati, Ramírez de Cortona, und Pietro de Castro; vielleicht noch andere in ältern Zeiten, von denen man aber nichts erfahren hat. In den neuern Zeiten haben sich vorzüglich diese drei hervorgethan: Pereire, von Geburt ein Spanier, Abbe l'Epée, sein würdiger Mit-eiferer, beyde in Paris, und Deschamps, Kapellan in Orleans: anderer nach ihnen bekannt gewordener Männer, die sich diesem wichtigen Geschäfte gewidmet, zu geschweigen, von denen ich zu einer andern Zeit und an einem andern Orte reden will.

Taub- und Stummgeborenen eine Sprache beizubringen; sie alles zu lehren, was nur Menschen gelehrt werden kann — der bloße Gedanke erweckt schon Bewunderung und Ehrfurcht für den Mann, der so etwas zu leisten verspricht; und wenn wäre es nicht zu verzeihen, wenn er daran zweifelte, bevor er sich genau davon unterrichtet hätte? wenigstens daran zweifelte, daß Taub- und Stummgeborene, ohne jemals reden und hören zu

lernen, zu dem Besitz von Sprachen, und zu dem Besitz von Wissenschaften, selbst zum Verständniß der abstraktesten metaphysischen Begriffe, gelangen könnten? Ich, meines Theils, gestehe offenherzig, daß ich, als ich bey meinem Aufenthalte in Paris von dem Institute des Abbé l'Epée hörte, mir nicht vorstellen konnte, daß man Taub- und Stummbornen durch eine bloße Geberdensprache abstrakte metaphysische Begriffe beybringen könne. Ich erwartete den Tag mit Ungeduld, an welchem ich dem öffentlichen Unterrichte des Abbé l'Epée beywohnen könnte. Ich fand da eine große Anzahl von Kindern und Erwachsenen, die diesen Unterricht genossen. Ein Theil derselben schien sich auf die angenehmste Weise mit einander zu unterhalten, indessen die andern mit wichtigeren Dingen beschäftigt waren. Herr Abbé l'Epée dikirte ihnen d. B. moralische oder philosophische Sätze in seiner erfundenen Zeichensprache, die, wie ich nachher gesunden, ganz aus der Natur hergenommen ist; die Lehrlinge schrieben diese Sätze, in der größten Richtigkeit, wie sie im Buche standen, (ein Beweis, daß seine Zeichen außerordentlich bestimmte seyn müssen) vor aller Augen auf, und schienen sie vollkommen zu verstehen. Ich konnte dieses erste Mal nichts als anstaunen. Ich sah den Mann, der das bewerkstelligen gekonnt, mit der Ehrfurcht an, mit welcher ich einen Patriarchen ansehen würde, mit dem Gott zu reden gewürdigt. Ich kam wieder, so oft es mir erlaubt war; und mit jedem Male verminderte sich mein Staunen, ohne daß sich dabei meine Bewunderung verringerte. Die großen Schwierigkeiten, die ich mir dabei vorgestellt hatte, verschwanden, und nachdem ich diesem Unterrichte noch einige Zeit beywohnt hatte, mußte ich mir selbst gestehen, daß diese Geberdensprache unter allen möglichen Sprachen die leichteste sey. Die Zeichen und Geberden sind ganz aus der Natur hergenommen, und mit der Sprache selbst lernen

die armen Unmündigen zugleich die richtigste Grammatik. Sie selbst unter einander haben sich aus Büchern oder Briefen, die man ihnen in die Hände gegeben, diktiert, und ihre Schrift, die sie öffentlich auf einer Tafel aufzeichneten, kam buchstäblich mit dem Texte überein.

Die Methode des Herrn Deschamps ist freylich nützlicher, weil er den Tauben und Stummen die Sprache giebt, da hingegen die Eleven des Herrn Abbe' l'Epée nicht alle sprechen lernen, und sich also auch nur mit denen unterhalten können, welche diese Sprache ebenfalls gelernt haben, ausgenommen schriftlich. Durch welche Methode aber geschwinder und richtiger Begriffe und Kenntnisse bezubringen sind, steht noch dahin. Schwierer für die Unternehmung, und leichter für die Ausführung, scheint mir die letztere Methode zu seyn, nützlicher aber die erstere.

Gegenwärtiges Werk röhrt vom Abbe' l'Epée her. Mich dünkt, das Publikum soll ein Verlangen darnach tragen, sich von demselben zu unterrichten, was der Verfasser selbst von seiner Methode, nemlich von der Methode durch Zeichen, und von der Methode des Herrn Percire, nemlich von der Daktylogie, sagt.

Das I. Kapitel beantwortet die Frage: Warum man heut zu Tage mehr Taub- und Stummgebohrne sieht, als man sonst gesehen hat? — Es hat allerdings zu allen Zeiten solche Unglückliche gegeben, und vielleicht in eben so großer Anzahl. Aber die Eltern schämten sich meist solcher Kinder, und verbargen sie vor den Augen der Menschen. Der Verfasser giebt in diesem Kapitel zugleich die Nachricht, auf welche Art er zu dieser nützlichen Beschäftigung gekommen. Der Pater Vanin hatte angefangen, ein Paar taub- und stummgebohrne Zwillingsschwestern, vermittelst Kupferstichen, (ein an sich schwaches und unsichres Hülfsmittel) zu unterrichten.

ten. Nach dem Tode dieses ehrwürdigen Geistlichen befanden sich diese armen Kinder ohne allen Verstand: niemand wollte das fortsetzen, was Vanin angefangen hatte. Der Verfasser nahm sich endlich ihrer an, um sie nicht in der Unwissenheit ihrer Religion sterben zu lassen. Bis zu dieser Zeit hatte sich der Verfasser nur mit theologischen oder moralischen Materien beschäftigt; er trat also in ein ganz neues Feld. Der Weg durch Kupferstiche gefiel ihm nicht. Das französische Handalphabeth war ihm bekannt; er lehrte es den beiden Kindern; hierauf suchte er sie auf das Verständniß der Worte zu leiten. Dieses hat er auf folgende Art: er zeigte ihnen den Gegenstand, als z. B. Brod, und nun schrieb er ihnen das Wort pain hin; auf diese Art hatten sie nun die Idee von diesem Worte, und so gieng er weiter. Da er aber sah, daß nicht alle Gegenstände dem Gesichtssinn unterworfen werden können, so schien es ihm, daß eine Methode von kombinirten Zeichen der bequemste und sicherste Weg seyn müsse, den Kreis ihrer Erkenntniß zu erweitern, weil man ihnen dadurch nicht bloß sinnliche, sondern auch von Sinnen unabhängige Dinge verständlich machen könnte. Auf diese Weise hat sich seine Methode bis zu einer gewissen Vollkommenheit gebildet. Er hat lang angestanden, sie aus Licht zu geben; er sah sich aber dazu genötigt, weil ein taub- und stummiger bohrner Schüler des Herrn Pereire, der ihm viel Ehre macht, "und schon im Stande ist, Bücher zu schreiben, Herr de Saboureux, ein Werk versertiget hatte, worinn er, ohne den Unterricht des Abbe' l'Epee' genugsam untersucht zu haben, behauptete, es sey nicht möglich durch methodische Zeichen Tauben und Stummen von Dingen, die nicht von Sinnen abhängen, Begriffe beizubringen.

Das II. Kapitel zeigt die Verschiedenheit beider Methoden, deren man sich zum Unterricht der Tauben

und Stummen bedient. — Herr Pereire bedient sich hauptsächlich eines Handalphabets, wozu nur eine Hand nöthig ist: er nennt diese Methode Dactylogie. Die Eleven, die er der Königl. Akademie der Wissenschaften vorgestellt, haben ihren Besuch erhalten. Der Verfasser führt hier ihre eignen Urtheile an. „Sie begreifen alles, was man ihnen schriftlich oder durch Zeichen verständlich zu machen sucht: sie antworten darauf mit lauter Stimme oder schriftlich: sie lesen und sprechen deutlich aus; u. s. w. Es scheint, Herr Pereire habe ihnen mit der Sprache auch das Vermögen gegeben, abstrakte Ideen zu fassen, deren sie bisher beraubt waren. Er hofft auch noch seinen Eleven durch die einzige Bewegung der Lippen und des Gesichts alles beizubringen und verständlich zu machen, was man nur will. Er hat sich aber das Geheimniß seiner Methode vorbehalten.“ — (Und seine Schüler müssen sich anheischig machen, sie Niemand zu entdecken.) Auch der vorhin genannte Herr de Sabourex de Fontenai wurde der Akademie vorgestellt. Zwischen seinem 12. und 14. Jahre fieng er an, den Unterricht des Herrn Pereire zu genießen, den 26. Oktober 1750, den 13. Jänner 1751 stellte ihn Herr Pereire der Akademie vor; die Akademie bestätigte, daß er alle Buchstaben, Doppellauter und Sylben deutlich ausgesprochen, und auch das Paternoster hergesagt habe. In einem eignen Programm von 1751 sagt er selbst: „Der Herr Pereire theilt seinen Unterricht in zween Haupttheile; sie betreffen die Aussprache und die Verständlichkeit. Im ersten Theile lehrt er Taube und Stumme das Französische lesen und aussprechen, aber ohne ihnen etwas anders begreiflich zu machen, als einige gewöhnliche Phrasen und Namen von Sachen, die beständig vorkommen, als Speisen, Kleider, Hausgeräthe u. s. w. Im zweyten Theile lehrt er sie den übrigen Unterricht, das heißt, den Werth der Worte zu verstehen,

hen, und wie sie sich derselben mündlich und schriftlich nach den Regeln der Grammatik bedienen müssen. In einigen Tagen lehrt er sie schon einige Worte aussprechen; aber zum Unterricht seines ersten Theils verlangt er eine Zeit von 12 bis 15 Monaten; zuer vollkommenen Unterricht hingegen eine weit beträchtlichere Zeit.“ Abbé l’ Epée tadelt diese Methode, weil sie zu viel Zeit brauche, und vereinigt seine beyden Theile mit einander durch den Gebrauch methodischer Zeichen.

Das III. Kapitel. Vergleich des Gebrauchs der Daktylologie mit dem Gebrauch der methodischen Zeichen.

Daktylologie sollte nach dem Verfasser besser Daktylolalie heißen. Sie begreift eine Lehrart durch ein Alphabéth, welches man mit einer Hand macht. Jedes Handalphabéth ist nichts anders, als eine Conventionschrift. Durch die bloße Daktylologie, mit welcher man einem Tauben und Stummen ein Wort beybringt, bekommt er aber keine Idee von dem Gegenstande, der durch das Wort bezeichnet wird: aber wohl durch Zeichen, wedurch man ihm den Gegenstand begreiflich machen kann. Der Daktylologist wird seinem Eleve, vermittelst seines Handalphabeths, einen Brief diktiren, den dieser nachschreibt, aber drum nicht versteht: durch meine methodische Zeichen hingegen, sagt der Verfasser, diktire ich den nemlichen Brief, und mein Eleve wird ihn mit der Geschwindigkeit eines Sekretärs hinschreiben, und auch verstehen, wenn nicht von einer Wissenschaft darinn die Rede ist, wovon er noch keine Idee hat; mein Eleve muß also meine Zeichen verstanden haben, weil ich ihm nichts durch Buchstaben diktire, sonst hätte er den Brief nicht schreiben können. Die Daktylologie ist also eine viel langweiliger Methode, und immer nicht geschickt genug, Ideen zu bestimmen.

. Das IV. Kapitel handelt von der nützlichsten Art, den Unterricht mit Tauben und Stummen anzufangen.

Da Taube und Stumme immer eine mit der Natur übereinstimmende Sprache haben, um sich verständlich machen zu können — die Sprache durch Zeichen; so lehrt die Natur, daß man diese Sprache bey ihnen zu vervollkommen suchen müsse. Abbe l' Epée lehrt sie also erst das Handalphabeth. Alsdenn läßt er sie die Buchstaben auf eine Tafel schreiben, und führt ihnen die Hand daben: hierauf müssen sie sie allein schreiben. Alles dies können sie in einem Tage lernen. Das Buchstabierspiel nutzt ihnen dabei unendlich viel. Nunmehr lehrt er sie Worte durch Zeichen, Zeichen, die sie vielleicht schon wußten, aber ist erst gehörig anwenden lernen: und durch die Abänderungen der angenommenen Zeichen lehrt er sie dekliniren und conjugiren.

Das V. Kapitel. Wie man diesen Unterricht durch methodische Zeichen forsetzen solle.

Sobald der Eleve die Zeichen von den abgeänderten Zeitwörtern gefaßt hat, so sucht ihn der Lehrer mit Phrasen zu üben, die seinen Einsichten angemessen sind, und giebt genau Achtung, daß er die angenommenen Zeichen für jede Zeit wohl unterscheide, sie mag bestimmt, oder unbestimmt seyn. Will er ihm z. B. diese Phrase ausdrücken: wir haben gegessen, so macht er zuerst das Zeichen von wir; dieses besteht darinn, daß er mit seinem Finger im Kreis aller um den Tisch sich befindenden Personen herumfährt, und am Ende auch auf sich weiset. Alsdenn macht er ihm das Zeichen von essen, welches durch eine kauende Bewegung des Mundes geschieht; und hierauf das Zeichen der vergangenen Zeit, welches darinn besteht, daß er mit der Hand zweimal auf die Schulter von der nemlichen Seite schlägt. So hat jede Zeitabänderung, der Modus sey welcher er wolle, ihre gewissen Zeichen für bestimmt und unbestimmt. —

Nun:

Nunmehr geht der Lehrer zur Erklärung der Nomens und Pronomens fort. Angenommene Zeichen, die in der Artikulation der einen Hand bestehen, bezeichnen die Artikel le, la, les, de, du, des. Diese schreibt er ihnen an die Tafel, und zu jedem macht er ihnen das Zeichen, welches jeden ausdrücken soll. Und auf diese Art wird auch der Singularis vom Pluralis unterscheiden. Die Casus werden mit der linken Hand angezeigt. Das Zeichen für Adjektiva ist das; man führt und legt die rechte Hand auf die linke. Zahlwörter sind leicht zu bezeichnen. Ein Pronomen wird auf diese Art verständlich gemacht: man stellt z. B. eine Dose auf einen bezeichneten Platz, nun schiebt man sie weg, und stellt etwas anders dafür hin; jede Art hat aber wieder ihre besondern Zeichen, die in diesem Kapitel zum Theil beschrieben werden, die Zeichen für Präpositionen und Konjunktionen sind ebenfalls sehr leicht. So viel Schwierigkeit sich auch dabei zu erügnen scheint, für jeden seinen Unterschied schickliche und verständliche Zeichen zu finden, so leicht ist es in der Ausführung. Zweien Geistlichen, die sich diesem Unterricht widmen gewollt, haben nach täglichem Unterricht die ganze Zeichensprache in drey Wochen verstanden. —

In dem nemlichen Kapitel wird auch von den methodischen Zeichen, metaphysische Begriffe auszudrücken, geredet. Es giebt vielleicht kein schwerer Wort durch Zeichen auszudrücken, als das Wort: ich glaube. Abbe l'Epée fängt es auf folgende Art an: zuerst schreibt er das Wort ich glaube auf die Tafel, und steht vier Linien in folgender Richtung:

Ich sage ja im Verstände. Ich denke ja.
 Ich sage ja im Herzen. Ich denke gern ja.
 Ich sage ja mit dem Munde.
 Ich habe es mit Augen nicht gesehen,
 und sehe es noch nicht.

Hierauf fasst er das, was auf diesen vier Linien steht, zusammen, und führt es auf das Wort ich glaube, um verständlich zu machen, alles das sey in diesem Wort enthalten. Es wird aber natürlich vorausgesetzt, daß die Eleven die Ideen, welche in den vier Linien enthalten sind, schon verstehen.

Auf die nemliche Art bringt er seinen Eleven auch die Lehre vom Gehör bey, da sie doch nicht hören, und keinen Begriff davon haben können. Ich will ihn hierüber selbst reden lassen. „Ich lasse mir, sagt er, ein großes Gefäß bringen, und es mit Wasser füllen. Wenn das Wasser ganz ruhig ist, so lasse ich eine eßensbeinernes Kugel, oder sonst etwas ähnliches, was ich zwischen meinen Hingern halte, hinein fallen. Alsdann mache ich meine Schüler auf den Kreis, der in dem Wasser hierauf erfolgt, aufmerksam. Diese kreisende Bewegung würde in einem großen Wasserbecken, oder in einem Flusse noch merkbarer seyn; aber die Tauben und Stummen, die das in dem einen und dem andern schon oft bemerkt haben, erinnern sich dessen sehr leicht. Hierauf schreibe ich folgendes auf den Tisch: ich werfe die Riegel ins Wasser; das Wassertheilt und entfernt sich, und schlägt an die Ränder des Gefäßes an. Unter diesen Worten ist kein einziges, was die Tauben und Stummen nicht verstanden. Wenn das geschehen ist, so nehme ich einen Feuerschirm, oder so etwas ähnliches, und indem ich ihn mit der Hand stark zu mir ziehe oder von mir stoße, so mache ich dadurch eine Bewegung in der Luft; die Manschetten bewegen sich, die Vorhänge fangen an zu fliegen, das Papier fliegt vom Tische u. s. w. Ich blase auch auf die Hand, und alles das nenne ich Luft. Nun schreibe ich vom neuen an die Tafel: Das Zimmer ist voll Luft, wie das Gefäß voll Wasser: ich schlage auf den Tisch und die Luft theilt und entfernt sich und stößt an die

die Mauern des Zimmers an, wie das Wasser sichtheilt und entfernt, und an die Ränder des Gefäßes anschlägt. Nunmehr nehme ich meine Repetiruhr, und stelle den Zeiger auf den Ort, wo er seyn soll, um das Schlagen des Glöckchens zu bewirken; hierbei lasse ich die Tauben und Stummen den kleinen Hammer betrachten, und auf ihrem eignen Finger das Schlagen des Hammers empfinden. Hierauf sage ich ihnen, daß wir alle einen kleinen Hammer im Ohr haben, und daß die Lust, die dadurch getheilt, und zurückgetrieben wird, und an die Mauern des Zimmers anschlägt, unserm Ohr begegne, daß sie in dasselbe eindringe, und diesen kleinen Hammer in Bewegung setze, so wie ich mit dem Blasen meines Mundes den kleinen Zipfel meines Schrumpfuchs bewegen kann. (Dies ist einmal meine Sprache mit ihnen, ich darf nicht anders reden.) Nach diesem lasse ich eine Person an die Wand stellen, die mich hört und mir den Rücken zukehrt, und ich bitte sie, sobald sie mich auf den Tisch klopfen hört, sich umzukehren und zu mir zu kommen. Ich klopfe also, und sie thut, was wir mit einander abgredet haben. Alsdenn zeige ich, daß die Lust ihrem Ohr begegnet, daß sie in dasselbe hineingedrungen sey, und den kleinen Hammer bewegt habe, und daß diese Bewegung, die sie gefühlt hat, Ursache gewesen, daß sie sich umgedreht habe und zu mir gekommen sey. Hernach sende ich die nemliche Person in ein andres Zimmer: ich klopfe, und den Augenblick kommt sie. Ich erkläre ihnen, daß die nemliche Wirkung im andern Zimmer vorgegangen sey, und ihr zur Benachrichtigung gedient habe, wieder zu mir zu kommen. Auf diese Art zeige ich ihnen die Fortpflanzung des Schalls vermittelst des in Kreisen sich ausbreitenden Wassers. (So erkläre ich auch, warum die Fortpflanzung des Schalls langsamer ist, als die Fortpflanzung des Lichts.) Endlich mache ich den Tauben und

und Stummen begreiflich, daß sie deswegen nicht hören, weil sie diesen Hammer im Ohr nicht haben, oder weil er zu eingesperrt ist, daß die Bewegung der Lust nicht auf ihn wirken kann, oder auch weil, wenn er sich auch bewege und schlage, der Theil, auf welchen er wirkt, gelähmt ist. Schlußlich muß ich noch anmerken, daß diese Erklärung, so oft ich sie gemacht, bey den Tauben und Stummen zwei sehr verschiedene Wirkungen hervorbracht. Einige hatten eine große Freude darüber, daß sie nun wußten was hören sey: andere aber verfielen darüber in eine Traurigkeit, daß sie den Hammer nicht aus hätten, oder daß er untüchtig sey.“

Das VI. Kapitel begreift die Beantwortung des Einwurfs der Dactylogisten wider die Zeichenmethode.

Herr de Saboureaux will, daß Abbe l'Epée die Zeichenmethode unterdrücke, um seine Eleven unvermerkt an die Verständlichkeit, den Geist, das Genie, und den Charakter der Sprache zu gewöhnen. Abbe l'Epée behauptet, er gelange durch seine Methode auf eine weitschlechtere Art zu diesem Zweck. Er erkennt die Dactylogie für gut und nützlich, aber nur Anfänger die Buchstaben zu lehren, und eigne Namen von Dingen ihnen herzubringen. Er tadeln deswegen den gewöhnlichen Gebrauch der Dactylogie; 1) weil sie im Anfange nichts bedeute als A und B u. s. w.; 2) weil sie sehr beschwerlich, und für viele Personen einigermaßen unpraktikabel sey; 3) weil sie für Taube und Stumme, die schon einige Kenntnisse haben, gar keinen Nutzen habe. Alles dieses sucht er zu beweisen, aber es wäre zu weitläufig, diese Beweise hier anzuführen.

Das VII. Kapitel zeigt die Unverträglichkeit des Gebrauchs der Dactylogie mit der Ordnung seiner Lettionen an.

Da unter dreißig Eleven die Grade der Einsichten sehr verschieden sind, und doch jeder insbesondere nach seinen Einsichten behandelt werden muß, damit er entweder nicht zurückbleibt oder nicht vernachlässigt wird, so erfolgt daraus, daß der Gebrauch der Daktylologie sich nicht mit den nothwendigen Lektionen vertragen kann.

Das VIII. Kapitel vertheidigt die Zahl und den Nachdruck der Geberden, welche die methodischen Zeichen begleiten.

Herr Pereire und sein Schüler de Sabourenx machen sich über die Geberden des Abbé l'Epée lustig. Dieser sucht es zu verteidigen, zeigt Lächerlichkeit in ihrer Methode, und vertheidigt die seinige.

Erstes Corollarium aus dem folgenden Kapitel.

Die Sprache der methodischen Zeichen kann eine allgemeine Sprache werden.

„Man hat oft eine allgemeine Sprache gewünscht, sagt der Verfasser, vermittelst welcher sich alle Nationen einander verstehen könnten; sie existirt schon lange, aber man hat sich ihrer selten bedient: ich meine die Zeichensprache. Durch Hülfe dieser wollte ich mich gleich mit jedem Fremden verstehen, er möchte nun von einer Nation seyn von welcher er wolle; ich wollte ihn auch zum Unterricht für Taub- und Stummgeborene abrichten, wenn er mir nur eine Methode und ein Wörterbuch seines Landes mitbrächte, und seine Muttersprache nach Regeln, nicht bloß aus Gewohnheit, verstände.“

Zweytes Corollarium.

Die Daktylologie ist weder hinlänglich eine allgemeine Sprache zu bilden, noch Taub- und Stummgeborene zu unterrichten. Vermöge des Handalphabets würde mir ein Fremder nur fremde Worte ausdrücken können, ohne daß ich sie verstände. Und im andern Fall

Fall ist es unnöthig, aus den Zöglingen in 12 bis 15 Monaten nichts als Papagenen zu machen.

Laub- und Stummgeborene der Gesellschaft ganz nüchtern und brauchbar zu machen, ist das einzige Mittel, sie zu lehren, mit den Augen (gleichsam) zu hören, und sich laut auszudrücken. Der Verfasser hat dieses an einem Zögling geleistet, der 1773 eine kleine lateinische Disputation, und 1774 eine lateinische Rede von vier Seiten gehalten. Von der Disputation waren ihm bloß die Argumente mitgetheilt.

Das IX. Kapitel enthält den Curs der Lektionen für Laub- und Stummgeborene.

I. Artikel. Lektionen des ersten Monats.

Der Verfasser rath nicht, daß man in einem Erziehungsinstitut für Laub- und Stummgeborene den nemlichen Weg verfolge, den er eingeschlagen. Die Zahl seiner Zöglinge belief sich auf mehr als dreißig; sie waren von verschiedenem Alter und von verschiedenen Fähigkeiten; sie wohnten nicht bey ihm, sondern kamen nur wöchentlich zweymal zu ihm ins Haus. Einige davon mußten sich ihren Unterhalt verdienen, und konnten wenig Zeit auf ihr Studium wenden. Der Verfasser mußte also suchen, für alle gemeinnüchsig zu seyn. In einem ordentlichen Institute aber würde er folgende Methoden beobachten.

Zuerst würde er sie mit Hülfe der Dactylogenie die 24 Buchstaben lehren, und dann würde er sie gleich ein Zeitwort, z. B. porter, an die Tafel schreiben lassen, dieses würde er ihnen durch methodische Zeichen erklären, bis sie es verstanden, und sich an das Zeichen gewöhnt hätten. Hierauf würde er ihnen etwa die nothwendigsten Theile des Körpers auf eine Karte setzen, und sie ihnen erklären. Zugleich aber wäre es gut, wenn man ihnen ein Buchstabierkästchen gäbe; dies würde einen doppelten Nutzen für sie haben: erstlich würde sich die Kenntniß der

der Buchstaben tiefer in ihr Gedächtniß einprägen, und zweyten würden sie sich gewöhnen lernen, Worte aus Buchstaben zusammen zu sezen. Nunmehr würde er in seinem Lehrsaal auf drey großen Tafeln sechshundert Zeitwörter, sechshundert Selbstwörter, und sechshundert Nebenwörter, nemlich jede Klasse von Wörtern auf eine besondere Tafel, schreiben. Diese müßten alle Fachweise abgertheilt seyn; und auf den übrigen Platz könnten dann noch die Fürwörter, Vorwörter und Bindewörter stehen.

In jeder der ersten Lektionsstunden würde er seinen Zöglingen etwa sechs Zeitwörter erklären, die er ihnen durch Zeichen am leichtesten begreiflich machen könnte. Jedes dieser Wörter würde er auf eine Tafel unter einander schreiben, und mit einem Stäbchen drauf zeigen, daß alle wüßten, welches Wort er ihnen ißt durch Zeichen erkläre. Und dann würde er sich die Erklärung aller sechs Wörter durch Zeichen von einem jeden Zögling wiederholen lassen. Nachdem würde er mit sechs andern Zeitwörtern fortfahren, alsdenn mit Selbstwörtern, u. s. f. Auf diese Art könnte man ihnen immer in jeder Stunde dreißig Worte beybringen.

In der folgenden Lektion würden diese dreißig Wörter wiederholt, von einem Zögling oder von mehrern. Nun nähme man dreißig neue, und so führe man fort. Auf diese Art lernten sie die 1800 und mehrere Worte, die auf den Tafeln angeschrieben wären, in zween Monaten.

Auf einer andern Seite des Lehrsaals müßten sich die Tabellen der Deklinationen und Conjugationen befinden. Bei diesem Unterrichte müßte man aber nicht eher weiter fortgehen, als bis die Zöglinge eine jede richtig schreiben könnten.

Mit den Kenntnissen von mehr als 1800 Wörtern, und den Beugungen und Abänderungen derselben, kann man ihnen schon viel Phrasen diktiren.

2. Artikel. Lektionen des zweyten und der folgenden Monate.

Nach Verlauf des ersten Monats könnte man drey neue Tafeln aufhängen, worauf sich tausend bis eilshundert Selbstwörter, fünf bis sechshundert Zeitwörter, und etwa nur zweyhundert Nebenwörter befänden. Nachdem man damit, wie im vorigen Monate, verfahren, kann man den Unterricht in Fragen und Antworten durch methodische Zeichen einflecken. Nur muß man immer viel wiederholen lassen, damit die minderfähigen Köpfe nicht zurückbleiben.

3. Artikel. Ueber die gewöhnliche Materie seines Lektions, nebst einem Einwurf wider diesen Artikel.

Dieser Artikel enthält mehr Räsonnement als eigentlichen Unterricht, und um deswegen willen wollen wir zum folgenden Kapitel fortgehen; welches von größerer Wichtigkeit ist:

Das X. Kapitel lehrt, wie man Taub- und Stummgeborene können sprechen lehren.

Der Verfasser hat seine Methode auf die Methoden der Herren Alm. in, Wallis und Bonnet, eines Spaniers, gegründet. Er läßt nemlich seine Eleven in den Mund fühlen, wenn er die Vokale ausspricht, damit sie bemerken, was für Bewegungen die Zunge dabei mache. Wenn sie diese Töne nachgesprochen haben, so spricht er ihnen Silben vor, als pa: hier zeigt er ihnen, daß man die Backen aufblasen müsse, und daraus entsteht denn die Silbe pa, wenn man den Wind heraus läßt. Nunmehr geht er zu schwereren Silben fort, und macht ihnen sogar den Unterschied zwischen pa und ba, zwischen ta und da begreiflich.

Das XI. Kapitel enthält nothwendige Bemerkungen über das Lesen und die Aussprache der Taub- und Stummgeborenen.

Dat

Das Lesen ist nothwendig auf die Anfangsgründe der Aussprache gegründet, die im vorigen Kapitel enthalten sind. Dadurch, daß der Verfasser seinen Schülern alles sinnlich macht, und ihre Aufmerksamkeit auf die Bewegungen der Zunge und der Lippen leitet, gelange er endlich zu seinem Zweck. Dieses Kapitel beschließt den ersten Theil des Werks. Der zweyte Theil enthält Briefe über den glücklichen Fortgang der Unternehmungen des Verfassers, nebst den Uebungen, die er in den Jahren 1771, 72, 73 und 74 mit seinen Zöglingen angestellt. Aus dem vierten dieser Briefe ersieht man, wie er ihnen die ersten Begriffe der Logik bringt.

Der Leser wird sich hierdurch hoffentlich in den Stand gesetzt sehen, sich von dem Unterricht für Taub- und Stummgeborene eine richtige Vorstellung zu machen. Ich habe ihm in diesem Stück die Methode des Herrn Abbé l'Epée bekannt gemacht, in etwas auch die Methode des Herrn Pereire; im künftigen Stück soll er die Methode des Herrn Deschamps zu Orleans kennen lernen.

IV.

Observations sur la nature et sur le traitement de la rage, suivies d'un précis historique et critique des divers remèdes, qui ont été employés jusqu' ici contre cette maladie. Par Mr. l'ortal, medec. consult. de Monsieur, lect. et professeur de medec. au coll. roy. de France de l'acad. des scienc. etc. à Yverdon, et à Paris, chez Ditot le Jeune. 1779.

Die greulichen Verwüstungen, welche das hydrophobische Gift in dem thierischen Körper anrichtet, verdienen die Aufmerksamkeit aller Aerzte; und obgleich M. S. L. 80. D eine

eine große Anzahl von Werken existirt, welche den Untersuchungen über die Natur und die Behandlung der Wuth gewidmet sind, so muß man doch gestehen, daß diese Materie, so wie die übrigen Theile der praktischen Medicin, nichts weniger als erschöpft ist. Man kann dieselb, neben andern Ursachen, der Parthenlichkeit, womit jeder die Sache ansieht, den Vorurtheilen, der Eigensiebe, und der wenigen Sorgfalt zuschreiben, die man auf das Lesen der Schriften wendet, welche schon davon gehandelt haben. Die Kunst zu heilen ist die Frucht der Erfahrung. Man muß darüber denken, vergleichen, das Wesentliche vom Zufälligen, — das Wirkliche vom Wahrscheinlichen unterscheiden, und was bey glücklichen Kuren wahrhaftig wirksam gewesen, oder nur zur Heilung hat beitragen helfen. Man muß die Perioden und eine große Anzahl von Umständen kennen, die nur die ernsthafte Prüfung allein entwickeln kann, und die viel Kenntniß und Scharfsinn voraussetzt. Aus diesen Gründen sehen wir mit Verdrüß, daß Herr Portal eine der interessantesten Schriften über diesen Gegenstand nicht einmal gekannt hat. Sie ist von Pouteau, dem Sohn, und betitelt: *Essai sur la rage.* Jeder Gelehrte, der über eine wichtige Materie schreiben will, sollte vorher alles mögliche lesen, was bereits darüber geschrieben worden. In gewissen Wissenschaften kommt es nicht drauf an, ein neues Buch zu machen, sondern man sollte vielmehr diejenigen, die schon vorhanden sind, verbessern und abkürzen. Die verschiedenen Hauptstücke dieser Wissenschaften sind in einer Menge von Produkten zerstreut, worunter es oft unmöglich ist, eine gute Wahl zu treffen. Die gelehrten Gesellschaften könnten uns vortreffliche Werke liefern, wenn sie alle zehn Jahre ein Buch herausgäben, worinn das, was in diesem Perioden über eine jede von den Wissenschaften, womit sic sich beschäftigen, gutes geschrieben worden, kurz enthalten

ten wäre. Ein solches Werk könnte die Stelle von allen zusammen vertreten, und würde das Studium jeder Wissenschaft unendlich angenehmer und leichter machen.

Der Verfasser hat sein Buch in zween Theile geheilt. Der erste ist wieder in sieben Artikel abgetheilt, worinn er die Natur der Wuth zu entwickeln sucht. Man findet darinn 1) die Eintheilung der Wuth; 2) was die Wuth anbelange, die von freyen Stücken kommt; 3) die Aeußerung der Symptomen dieser Krankheit; 4) einige anatomische Bemerkungen, die Deffnung der Körper betreffend; 5) Beobachtungen über verschiedene Symptome der Hydrophobie; 6) Fakta, welche Erläuterungen darüber geben, wie sich die Wuth mittheilt; 7) Untersuchungen über den Sitz dieser Krankheit.

Der zweyte Theil hat die Behandlungsart dieser Krankheit zum Gegenstande. Es wird darinn geredet: 1) von der lokalen Behandlung; 2) vom Aderlassen; 3) von Bädern und Getränken; 4) vom Gebrauch des Merkurs; 5) von Brechmitteln und Abführungsmitteln; 6) vom Antispasmodischen. Diesen Abschnitt beschließen einige Anmerkungen über Personen, die von wüthenden Thieren gebissen worden, und durch die Behandlungsart, die der Verfasser angenommen, glücklich kurirt worden sind, und Notizen von Worten über die Wuth, und von verschiedenen Behandlungsarten, die man wider sie gebraucht hat.

Die Hydrophobie, welche denjenigen Thieren, die nicht schwimmen, gemeiner zu seyn scheint, äußert, ob sie gleich bisweilen die Menschen von freyen Stücken überfällt, in den Kadavern ein einziges Phänomen, nemlich die plötzliche Auflösung in Faulniß. Dieses mit den übrigen Symptomen verbunden, beweiset den Eindruck, den dieses Gift auf die Nerven macht. Das Schrecken vor dem Lichte, die Unruhe, welche die Bewegung der

Kunst ben solchen Kranken verursacht, so wie ihre außerdentliche Kleinnuth, lassen keinen Zweifl mehr übrig, daß die Verfassung des Nervensystems eine naturwidrige Veränderung gelitten.

Das Gift der Wuth kann unmittelbar durch Einziehung des Speichels, und durch dunstiges und warmes Hauchen der wüthenden Person in den Mund eines Gesunden, oder durch Nahrungsmittel und andere dergleichen Sachen, die von dieser giftigen Materie angesteckt sind, oder mittelbar durch den Weg der Feuchtigkeiten oder durch die Nerven, den Speichelröhren mitgetheilt werden. Dieß geschieht, wenn Personen von einem wüthenden Thiere gebissen werden. Wir wollen nun sehen, wie es Herr Portal zu erklären sucht, warum das Gift dieser grausamen Krankheit sich so lange verhält, daß die Person, die davon angesteckt ist, lange einer vollkommenen Gesundheit zu geniesen scheint, und warum die Symptome, wenn sie sich zu äußern angefangen haben, den schleunigsten und schrecklichsten Tod verursachen.

„Wir antworten darauf, sagt er, daß es wahrscheinlich ist, daß die Feuchtigkeit der Wuth nicht eher vertrocknet, als bis sie eine Zeitlang mehr oder weniger der thierischen Wärme unterworfen gewesen, und daß sie weit inniger mit dem Speichel vermischt ist. Sie wird alsdenn der Stimulus des Pharynx und des Desophagus, die sich mit Gewalt zusammen ziehen. Ihre Hölzung wird enger; die Blut- und Wassergefäße ihrer Häute sind verstockt; das Blut kann nicht durchdringen; es bleibt in den benachbarten Gefäßen stehen, fließt in größerm Ueberfluß in die Speichelgefäße; dies vermehrt ihre Secretion. Indessen ist es gar wohl möglich, so stark auch die Zusammenziehung des Pharynx und des Desophagus sehn möchte, daß ein Theil des Speichels, der von dem hydrophobischen Gift angesteckt ist, in den Magen

Magen und in die Eingeweide fließe, daß er den Magen- und Darmfaßt, die, ihrer Beschaffenheit nach, mit dem Speichelfaßt so analog sind, verderbe. Diese verdorbenen Säfte dringen dann in die Milchgefäß und treten ins Blut, so daß die Speicheldrüsen ein neuer Focus von noch weit ausdrocknenderm Gifft werden, als der ist, welcher von dem wütenden Thiere mitgetheilt worden.“

Diese Stelle ist von den Seiten 79, 80, 81, Wort für Wort abgeschrieben; auf den Seiten 118 und 119 ist davon die Rede, wie der Merkur dem hydrophobischen Gifft seine Kraft nehme, und ihn zu nichts mache. „Ist es wohl wahr, daß der starke Speichelaustritt, welcher eines von den Symptomen der Hydrophobie ist, durch den Übergang der Wuthmaterie in die Speicheldrüsen verursacht werde? Findet der überflüssige Speichelaustritt nicht auch in Krankheiten statt, welche oft von keinem Gifft abhängen? Man bemerkt ihn in der Epilepsie, in vielen Nervenkrankheiten. Frauenzimmer, welche Vapeurs unterworfen, und Mannspersonen, die der Melancholie ergeben sind, haben fast immer den Mund voll Speichel. Ich bin von zween jungen Leuten consultirt worden, die neben einer häufigen Masturbation einen wahren Pyhalismus hatten; und bei den meisten Menschen ist dieser Auswurf nach einer venerischen Handlung häufiger. Mit einem Wort, er vermehrt sich bei verschiedenen Zufällen, welche die Nerven angehen. Auch wäre es gar nicht zu verwundern, wenn in der Wuth, welches diejenige Krankheit ist, wobei die Nerven am meisten leiden, dieser Speichelaustritt vielmehr die Wirkung eines Nervalangriffs, als des Übergangs der Wuthmaterie in die Speicheldrüsen, wäre. Alsdenn aber wäre es mehr gefährlich als gut, den Speichelfluß vermittelst des Merkurs zu befördern. Wir denken also, daß man ihm vielmehr zuvorkehmen als ihn erregen müsse. Man muß sich mit einem leichten

Auswurf begnügen; dieser wird schon hinlänglich seyn, wenn man es für nöthig hält, eine Ausleerung der Speicheldrüsen zu verursachen, u. s. w."

Der Verfasser versichert auf den Seiten 59 und 60, daß man alle Beobachtungen der Alten, welche auf den Beweis abzielen, daß die bloße Applikation des Geisers von einem wüthenden Thiere zur Wuth Gelegenheit gebe, in Zweifel ziehen könne. „Man kann wüthige Personen, sagt er ferner, ohne Gefahr anrühren, als zum Binden, oder ihnen die letzte Hülfe zu reichen. Diese Unglücklichen versprühen ihren Geiser auf die Hände und auf das Gesicht der Umstehenden, und man hört nichts davon, daß sich die Wuth auf diese Art mittheile. Der Speichel von gesunden Personen müßte unmittelbar verdorben seyn, wenn die Wuth mitgetheilt werden sollte. Das hydrophobische Gift dringt nicht in die Haut ein, es sey denn, daß eine Wunde an dem Orte wäre. Ein Priester, von dem Herr de Saumages redet, wurde von einem Hydrophoben gebissen, aber ohne Verwundung, und es ist ihm kein Unfall zugestossen.

Wir halten diese Bemerkung um so viel interessanter, weil es äußerst wichtig ist, alle Bemerkungen mitzutheilen, welche die Menschen über die eingebildete Gefahr beruhigen und in Sicherheit setzen können, daß ein bloßer Umgang mit einem wüthigen Menschen oder Thiere die Wuth verursachen könne; zumal da diese eingebildete Gefahr im Stande ist, den Eifer zu ersticken, den man haben soll, so unglücklichen Personen bezugespringen.

Wo der Verfasser von den Behandlungsarten dieser erschrecklichen Krankheit spricht, scheint er auf eine zu leichte Art die Lobeserhebungen, welche sehr geschickte Aerzte von der Cauterisation der Haut machen, zu verachten. Es scheint uns, als wenn er seine Entscheidungen und seine Tadel gegen die Alten nicht genug auf Fakta

Fakta gründe: es ist nicht genug, daß man einen Aus- spruch thue. Uebrigens scheint er, um den Merkurius desto mehr zu erheben, andern Heilmitteln, die, unserer Meinung nach, unumgänglich nothwendig sind, alle Wirksamkeit abzusprechen. Wenn dieses Halbmetall das wahre Specificum für die Wuth wäre, so müßte es sie kuriren, ohne daß es nothwendig wäre, einige Sorgfalt zur Wunde zu haben, so wie man Kuren gesehen, welche bloß durch Linderungsmittel bewirkt worden sind. Es wäre erstaunend viel, wenn dem so wäre. Unter den sechs Bemerkungen, welche der Verfasser erwähnt, befinden sich zwei, welche Menschen betreffen, die von einer wüthigen Rahe gebissen worden, und die vor der Hydrophobie verwahrt geblieben; aber Herr Portal hat Blutsauger und Blasenzieher auf den Biß gesetzt. Ein kleines Mädchen, welches von der nemlichen Rahe war gebissen worden, und bey der man die Linderungsmittel vernachlässigt hatte, unterlag den schrecklichen Zufällen der Wuth. Demungeachtet wurde sie vermittelst Merkurialfraktionen, Aderläßen und niederschlagenden Arzneien kurirt. Der vierte Kranke wurde ebenfalls durch Linderungsmittel und den Merkur wieder hergestellt. Der fünfte, der vielleicht nicht im Fall der Hydrophobie war, wurde auch durch Hülfe der Blutsauger und Blasenzieher, die man auf den Ort des Bisses legte, kurirt. Der sechste beweiset nichts, weil Herr Portal keine Nachrichten mehr von ihm erhalten hat, nachdem er seinetwegen konsultirt worden.

Nach dem, was wir von diesem Werke gesagt haben, scheint es, daß es von noch größerem Nutzen hätte sein können, wenn sich der Verfasser mehr Mühe gegeben hätte. Der typographische Theil und besonders die Punktation sind darinn sehr vernachlässigt. Ungeachtet dieser Fehler sieht man, daß es ihm am Herzen liegt, die Gemüther zu beruhigen, die Punkte festzu-

sehen, welche wahrhafte Furcht einflößen müssen, allen ungegründeten Argwohn zu vernichten, die Vorurtheile, die sich einer überlegten Behandlungsart der Krankheiten entgegenstellen, zu zerstören, und dieseljige wieder herzustellen, die bis ist den besten Erfolg gehabt hat, ob es gleich, wie wir schon angemerkt haben, nicht scheint, daß er den Wehrt der Kinderungsmittel (remedia topica) genugsam erkenne und schäze.

V.

Memoires de Mr. le Comte de St. Germain,
Ministre & Secretaire d'Etat de la Guerre,
Lieutenant general des armées de France,
Feld-Marechal au service de Sa Majesté
le Roi de Danemark, Chevalier Comman-
deur de l'Ordre de l'Elephant; écrits par
lui même. En Suisse chez les libraires
associés. 1779.

Das Schicksal dieses Ministers ist durch die öffentlichen Blätter bekannt genug worden. Jedermann gesteht zu, daß er ein großer Kriegsminister gewesen: indessen giebt es doch Leute, welche sagen, er habe viele Fehler gemacht, weil er nicht genugsame Kenntnisse gehabt; andere hingegen wollen behaupten, es sey seine Absicht gewesen, den französischen Hof bey der Nase herumzuführen, und ihm zu zeigen, was seine Minister mit ihm zu machen pflegten. Dem sey wie ihm wolle; er hat der Welt einen Plan hinterlassen, der von Kriegsverständigen geschäzt wird, und, wenn er ihn so beobachtet hat, seinen Verf. als einen würdigen Kriegsminister schildert.

D

Der Inhalt dieser Memoiren ist folgender. Zu-erst wird von der Administration geredet; diese besteht aus vier Abschnitten, und enthält einige kurze Plane von einem Officier-General, als: Methode, die der Herr Graf von St. Germain beobachten muß, um mit Sicherheit zur Ausführung seiner Projekte zu gelangen; Ordonnanz in Rücksicht auf diesen Plan; welche Methode zu beobachten; Mittel, dieses Werk zu Stande zu bringen. Hierauf folgen die Plane von einer neuen Constitution; zween Projecte über die Errichtung eines Kriegsraths; vom Kriegsrath, seiner Beschaffenheit und seiner Funktion; vom Conseil des Tribunals; vom Sold des Militairstandes; von der Composition der Truppen; Composition eines Infanterieregiments von zwey Bataillons; Composition eines Cavallerie-Dragonerregiments u. s. f.; innere Regierungsform der Regimenter; Werbung, Montirung, Ausrüstung und Ausstaffirung der Soldaten; von verschiedenen Dingen, welche den Truppen fournirt werden müssen; von militairischen Hospitalern; von Festungswerken; vom Generalstab in Festungen; von Officierwittwen; von den Uebungen der Truppen; vom Angreifen der Waffen; Feuer; Schritt; von den verschiedenen Wendungen; vom Generalstab der Armee; von den Generälen; von den Veränderungen der Garnisonen; von den Casernen; Eintheilung der Armee; von Lagern; vom Wort oder der Parole; von den äußern Wachen; vom Aufbruch eines Lagers; von den Landga-leeren; vom Betragen einer siegenden Armee in feindli-chen Landen. Diesem Plan ist noch eine Correspondenz zwischen dem Minister und einem Officier-General ange-hängt, die diesem viel Ehre macht.

Zur Einleitung seines Plans sagt der Verfasser fol-gendes: „Die verschiedenen Schicksale, die ich in meinem Leben erfahren habe, haben mich zur Genüge gelehrt, den Wechsel menschlicher Dinge mutig zu ertragen.

In was für einer Lage ich mich auch immer befunden, so habe ich doch jederzeit die geheimen Führungen der göttlichen Vorsehung angebetet. Die nemliche Seelenruhe, mit der ich im Frühling meines Lebens das Glück meinen Wünschen und meinem Ehrgeiz bestehen sehe, indem es mich schnell zu den höchsten militairischen Würden erhob, habe ich auch in den Unglücksfällen erhalten, die ich erlitten; durch den Bankrott des Hamburger Banquier, dem ich mein ganzes Vermögen anvertraut hatte, so zu sagen, an den Bettelstab gebracht, fand ich in dem großmuthigen und edeln Schritt der deutschen Obersten den süffesten Trost; dieser Schritt hat gleichsam meine Existenz in dem Gedächtniß meiner Nation wieder erneuert, und Ihnen habe ich den Gehalt zu verdanken, den mir der König bewilligt hatte; er war zureichend mir meine Bedürfnisse zu verschaffen. Ich befand mich im 68sten Jahre und hatte keinen andern Wunsch mehr in meiner Seele, als einer glücklichen Ruhe zu geniesen. Ich hatte Glück und Unglück in einem solchen Grade kennen lernen, daß jede Empfindung von Ehrgeiz in mir erloschen war. Aber kaum hatte ich Zeit gehabt, die Süßigkeiten eines so angenehmen Lebens zu kosten, so sah ich mich wieder vom neuen in den Wirrwarr und in die Unruhen der Geschäfte hinein gezogen. Durch ein wunderbares Ungesähr an die Spitze der Kriegsadministration von Frankreich gerufen, ghorchte ich bloß darum, damit es nicht scheinen möge, als wollte ich meinem Vaterlande meine Dienste versagen, von denen ich glaubte, daß sie ihm nützlich seyn könnten. Die Mühseligkeiten, die ich ausgestanden habe, und die Widersprüche, die ich auf dieser beschwerlichen und neuen Laufbahn erfahren, lassen sich nicht begreisen. Da aber alle meine Kräfte nicht hinreichend waren, die Hindernisse zu übersteigen, die sich dem Guten in den Weg stellten, welches ich wünschte, und aufrichtig zu thun gesonnen war, da ich, weil ich an

so

so vielen Personen von Unsehen anstieß, welche mir entgegenstanden, eine große und gefährliche Anarchie wider mich entstehen sah, so zog ich vom neuen die Ruhe der glänzenden Stelle vor, die ich inne hatte, und die ich mit der gehörigen Würde unmöglich ausfüllen konnte. Ich denke nun, ich kann die Masse, die mir die Aufgebung meines Amtes gewährt, nicht besser anwenden, als wenn ich von dem Plane, den ich mir in meiner Administration vorgesezt hatte, Rechenschaft gebe; es ist eine Rechtsfertigung, die ich mir schuldig bin, und die vielleicht die Meinungen, die mir so zuwider gewesen sind, zurückbringen kann. Ich habe kein Recht dazu, mich darüber zu beklagen, man kann mich nicht anders beurtheilen, als nach den Wirkungen, die man kennt, weil man die Ursache nicht weiß, die sie hervorgebracht hat. Ich hoffe, mein Beispiel wird allen denen, die das Glück oder Talente zu irgend einem solchen Amte erheben, zur Belehrung dienen. Wenn sie diese Memoiren mit Aufmerksamkeit lesen, so werden sie alle Schlingen der Arglist oder Bosheit, die Gefahren der Schmeicheley, und besonders die Gefahren der Schwachheit einsehen; sie werden sehen, daß ein Minister, der das Gute will, von Seiten derer, die mit ihm dazu bentrügen sollten, Widersprüche ohne Zahl, und oft äußerst starke zu erwarten hat; und sie werden gestehen, daß es unmöglich ist, zu seinem Zweck zu gelangen, wenn eine höhere Gewalt ihm das Gesetz vorschreibt, wenn das Verderbniß zu einem solchen Grade gestiegen, daß das Gute, welches man thut, sich durch den Missbrauch, den man damit macht, zum Uebel lenkt, und wenn sich bey jedem Schritte die Vorurtheile jeder patriotischen Einrichtung und Anordnung entgegenstellen. Sie werden ihn sicher beklagen, daß er sich beständig in der harten Nothwendigkeit befindet, seine guten Gesinnungen den eigennützigen Absichten anderer unaufhörlich aufzuopfern. Je mehr nun ein Administrator, der die Dinge

Dinge in der Nähe sieht, die Größe dieses Uebels über sieht, desto gedrückter ist unglücklicherweise seine Seele, desto schneller wird sie in einen Zustand von Unempfindlichkeit hineingezogen, der für jeden guten oder übeln Zufall gefährlich ist, und von nun an ist zu befürchten, daß er die Dinge gehen läßt, wie sie gehen wollen.“

„Ich gestehe, daß es eine große Eigenschaft an ihm wäre, nie zum Wohl des Staats die Hoffnung zu verlieren, allen Eräugnissen zu widerstehen, ihnen eine so große Standhaftigkeit entgegen zu sehen, daß man sich fast schmeicheln könne, aus dem Uebermaß von Uebel Gutes zu ziehen. Dieses wäre sogar die Verfassung, worinn er von Seiten rechtschaffener Leute, deren Anzahl leider! so klein ist, die meiste Hülfe zu erwarten hätte. Verliert er hingegen den Muth, so wird er mit Schimpf und Schande belegt werden, und er wird in den Augen der Nation, die das Recht hat ihn zu verurtheilen, strafbar erscheinen. In eine solche Verfassung haben mich zum Unglück, Mangel an Standhaftigkeit, und unzeitiges Zutrauen und Misstrauen gebracht: ich bin hintergangen worden; ich will niemanden anklagen; ich will mich blos darauf einschränken, von allem, was sich während meines Ministeriums zugetragen, eine genaue Erzählung zu machen, und ich will es dem Leser überlassen, diejenigen zu beurtheilen, die zum Erfolg meiner Einrichtungen beigetragen, oder sie verkleinert und verächtlich gemacht haben. Da diese Memoiren erst nach meinem Tode erscheinen sollen, so darf ich mich nicht fürchten die Wahrheit zu sagen. Mein Nachfolger wird nützliche Lehren daraus schöpfen können.“

Ich will nun aus dem Plan selbst einige interessante Stücke ausziehen. S. 152 sagt der Minister:

„Es ist mit dem Militairstand nicht so, wie mit andern Einrichtungen und Ständen der Gesellschaft; in letztern haben mehr oder oder weniger Fähigkeit, Kenntnisse, Auf-

Aufmerksamkeit und Genauigkeit oft keinen wichtigen und noch weniger plötzlichen Einfluß. Im Militairstand hingegen ist alles von Wichtigkeit; der geringste Fehler aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit, die geringste Unachtsamkeit, das unbedeutendste Versehen eines Generals oder auch eines andern Officiers haben immer verdrießliche Folgen, und können oft das größte Unglück verursachen.“

„Der Militairstand gleicht Maschinen, die aus unzähligen kleinen Rädern zusammengesetzt sind, wovon jedes, wenn es von seinem Ganzen getrennt ist, keine Aufmerksamkeit verdient und zu nichts gut ist; die aber, sobald sie wieder versammlet und in gehörige Ordnung gestellt sind, der Maschine alle Wirksamkeit geben, welche sie haben muß, um ihre Zwecke zu vollbringen. Sie würde sie nicht mehr erfüllen können, wenn man ihr das kleinste ihrer Theile wegnähme. Die Maschine wird desto vollkommner seyn, je besser die verschiedenen Theile, die sie ausmachen sollen, gearbeitet sind. Eben so ist es mit dem Militairstand. Er wird gut seyn, er wird die Absichten, zu denen er bestimmt ist, richtig erfüllen, wenn alle Theile, aus welchen er besteht, gut, dauerhaft, verhältnißmäßig sind, und wenn das Ganze von einem wahrhaft militairischen Geiste besetzt ist. Mit dieser Zusammensetzung will ich mich also beschäftigen, und um sie so gut, als möglich, vorzuschlagen, so will ich das Muster dazu, so viel es die gegenwärtigen Umstände erlauben, aus den Zeiten des M. de Turenne hernehmen; diese Zeiten waren der Nation rühmlich, und die französischen Armeen waren damals, nach dem Gesichtspunkte aller Nationen, auf einem weit bessern Fuß, als alle Armeen von Europa.“

„Die Armeen bestehen aus Infanterie, Artillerie und Cavallerie. Zwischen diesen verschiedenen Waffen muß ein richtiges Verhältniß seyn, und dieses Verhältniß muß nach der Infanterie eingerichtet werden, welche die

die Stärke und die Grundveste der Armee ist. Das richtigste ist, der fünfte oder sechste Theil Cavallerieregimenter auf die ganze Infanterie, und zwei Feldstücke auf tausend Mann Infanterie. Der König von Preußen half sich damit nach vielen Feldzügen, um die Schwäche seiner Infanterie dadurch zu ergänzen; Ledermann ahnte ihm nach, ohne die nämlichen Gründe zu haben, und niemand befand sich wohl dabei. Frankreich sollte, in Ansehung des Umfangs seiner Gränzen, der Lage der Nationen, die es umgeben, und des gegenwärtigen Zustands von Europa, 180000 Mann Infanterie, 30000 Mann Cavallerie und 14 bis 15000 Mann Artillerie haben; mit dieser Macht, die für ein so großes Königreich eben nicht zu beträchtlich ist, kann es zwei Armeen ins Feld stellen, eine von 80000 Mann Infanterie und 12000 Mann Cavallerie, nebst der nöthigen Artillerie, sowohl zu Felde als zum Belagern. Und dann würden noch Truppen genug im Königreiche übrig bleiben, um die Ordnung zu erhalten und die Festungswerke zu besetzen. In einem tiefen Frieden kann man sie mehr oder weniger, nach den Umländern, durch die Reform einer gewissen Anzahl von Köpfen bey jeder Compagnie vermindern, wobei man denn vorzüglich diejenigen verabschieden könnte, die es wünschten. Die Reformen müssen immer so gemacht werden, daß, im Fall die Corps wieder vervollständigt werden sollten, man höchstens nur ein Viertel Rekruten zu dem Viertel alter Soldaten brauche; wenn man diese Regel beobachtet, so werden die Corps immer gut seyn und im Stande zu dienen, aber man würde sie zu Grunde richten. wenn man sich davon entferne. Es ist ein großer Missbrauch, ganze Corps zu reformiren, und sich dadurch in den Fall zu setzen, neue aufzurichten zu müssen. Ein neues Regiment kann nicht gut und dauerhaft seyn, als bis es fünf oder sechs Feldzüge mitgemacht hat, und bis dahin kann es in einer großen Vollkommenheit seyn.

„Die

„Die Kaiserinn Königinn hatte, als sie den Thron bestieg, weder Geld, noch Armeen, und doch einen großen Krieg zu unterhalten. Um sich überall im Felde entgegenstellen zu können, sah sie sich genötigt, Rotten leichter Truppen aus Ungarn zu ziehen, die ihr nicht viel kosteten, weil sie vom Plündern lebten, welches sie einem festgesetzten Unterhalte und Solde vorzogen. Sie verwüsteten das Land, und fielen den schlecht disciplinirten Armeen zur Last. Dieses sind die einzigen Dienste, die sie geleistet haben, und leisten können. Ohne Untersuchung glaubte man, es gebe, um sie zu unterdrücken, kein anderes Mittel, als ihnen Truppen von der nemlichen Gattung entgegen zu stellen, und folglich vervielfältigte man die Corps der leichten Truppen. Was entstand hieraus? Die Unkosten wurden um ein großes vermehrt, ohne daß man den Zweck erreichen konnte, den man sich vorgesezt hatte. Frankreich wird, der Menge und der Beschaffenheit nach, nie so viel solche Arten von Truppen haben können, als seine Feinde. Die leichten Truppen durchstreifen das Land einen ganzen Feldzug über, verwüsten es oft, hungern nothwendig die Armee aus, können, ihrer Constitution zufolge, nur sehr geringe Vortheile verschaffen, und sind an den Tagen, wo Schlachten geliefert werden, welches doch diejenigen sind, die über den Ausgang eines Krieges entscheiden, unnütz und unbrauchbar. Die ordentlichen Truppen hingegen liegen und verderben fast in ihrem Lager, werden in nichts geübt, weil sie nie einen Flintenschuß versuchen; der Officier bildet sich nicht, weil er vom ganzen Krieg nichts zu schen bekommt als sein Lager und das Generalquartier. Die ganze Armee ist also an einem Schlachttage so gut als neu, weil sie keine Erfahrung hat.“

„Im Krieg ist nichts gering schäzig; alles ist darum wesentlich, und alle Truppen müssen nach ihrer Art so gebraucht werden, daß sie zum glücklichen Ausgang desselben

ben beitragen helfen. Anstatt der leichten Truppen werde ich eine Compagnie Jäger bei jedem Infanterieregiment, und bei jedem Regiment Cavallerie oder Dragoner eine Schwadron Jäger zu Pferde vorschlagen. Diese den Regimentern beigefügte Compagnien und Schwadronen, sollen die nemliche Disciplin und den nämlichen Geist haben, als die regulirten Truppen; sollen immer unter ihren Officieren dienen, und geschickt seyn, im Krieg und in Schlachten zu allem gebraucht zu werden. Schickt man sie in den Krieg, so kann man sie durch ganze Corps, oder durch besondere Bataillons und Escadrons, und selbst, nach den Umständen, durch ganze Compagnien unterstützen lassen; jeder Trupp muß außer seinem Corps unter seinen eignen Officieren besonders dienen können; auf solche Art wird man alle Truppen nach und nach aribchten und gute Officiere bilden; und die unregulirten Truppen der Feinde werden sich wider gleiche Detachements nicht halten, wenn sie auch zwey- bis dreymal stärker seyn sollten.“

„Scharmüsel, oder was man den kleinen Krieg nennt, ist indessen doch das, was im Kriege die Truppen durch Uebung geschickt macht, und Officiere bildet.“

„Der König von Preußen hat seine besten Generale aus leichten Truppen gezogen. Die Officiere und die Truppen bekommen keine Erfahrung als durch Krieg und Pulverabbrennen; und nichts ist dazu geschickter als die Detachements.“

„Die Infanterieregimenter müssen nur aus zwey Bataillons bestehen, alle gleich componirt und gleichsam in einer Form gegossen, ohne daß die geringste Verschiedenheit dabey Statt findet. Diese Uniformität ist für den Dienst, und besonders für die Abrechnungen bequem.“

„Die Distinktion kann nie von einer verschiedenen Composition abhängen; sie röhrt nur von auszeichnenden Aktionen her. Die Regimenter von zwey Bataillons sind

sind zum Krieg brauchbarer, und besonders in einem Tressen. Außer diesem beträchtlichen Vortheil hat die Erfahrung bewiesen, daß vier Bataillons in zwey Regimentern allezeit vollzähliger und besser unterhalten werden, als vier Bataillons in einem einzigen Regemente. Es wäre unnütz, die Gründe hiervon aufzusuchen. Es ist nichts leichter, als die Regimenter zu verdoppeln.“

„Die Cavallerie, Dragoner und Husarenregimenter sollen aus fünf Schwadronen bestehen, alle gleich komponirt und wie in einer Form gegossen; denn je weniger die Dinge vermengt sind, desto einfacher und besser sind sie.“

„Allzu zerstückelte und abgetheilte Truppen haben selten einen dauerhaften Bestand, und fast nie diese so nothwendige Einigkeit, welche allen Einrichtungen die Vollkommenheit giebt. Wenn die Bataillons aus einem einzigen Haufen bestehen könnten, so würden sie nur desto besser seyn, weil die Einigkeit darinn ganz wäre. Ich schlage also aus diesem Grundsatz vor, sie mir aus vier Compagnien zu formiren; man könnte sie auch wohl aus sechs Compagnien formiren; aber ich glaube, daß die Zusammensetzung aus vier Compagnien besser und viel militarischer ist. Ueberdies entstehen daraus viele andere Vortheile. 1) Der König spart dabei viel; 2) es ist viel leichter, gute Compagniekommendanten zu wählen, wenn die Zahl geringer ist: und diese Auswahl ist etwas sehr wesentliches; 3) man kann ihnen auf eine leichtere Art und mit weniger Kosten ein gutes Traktament geben; und 4) wird die Menge der Officiere von gleichem Grade dadurch vermindert und der Dienst viel besser versehn, weil die Subordination genauer ist, u. s. w. So viel als es möglich ist, muß man die gleichen Grade in einer und eben derselben Truppe zu vermeiden suchen. Die Subordination, die im Militardienst vollkommen seyn soll, wird zwischen Officieren vom nemlichen Grad schwach, oft nichtig, aber immer hart und beschwerlich.“

„Ich schlage vor, in den Regimentern zweyte Obersie und in den Compagnien zweynte Capitaines einzuführen. Dieses nenne ich das Noviciat, um den jungen Adel zu bilden, und ihm die Mittel zu verschaffen, sich zu den ersten Graden nach und nach geschickt zu machen, daß sie sie mit Ruhm und Nutzen für den Staat bekleiden können.“

„Die Römer hatten in den besten Zeiten ihrer Republik eine vortreffliche Methode ihren jungen Adel zu bilden, ohne dem Wohl des Dienstes zu schaden; sie vertrauten ihnen die Aemter der Tribunen, die erste Würde in den Legionen an; aber diese Tribunen, welche ansehnliche und rühmliche Verrichtungen hatten, die aber wenig bedeuteten, hatten weiter keinen Einfluß in den Dienst, in die Disciplin, und in die Unterhaltung der Legionen; die Sorgfalt dafür war den ersten Centurionen und Principiten anvertraut, welches alles alte Leute waren, die im Dienst grau geworden. Die Tribunen hatten also Gelegenheit und Mittel sich zu bilden, ohne der gemeinen Sache zu schaden. Von der Würde eines Tribuns erhob man sie zu den ersten Graden, wenn sie sich dazu tüchtig gemacht hatten.“

„Ich schlage vor, Schwadronen von Cavallerie, Dragoonen und Husaren von einem einzigen Trupp unter einem Chef zu formiren. Diese Zusammenstellung ist gewiß militärischer und folglich besser, als wenn man sie aus verschiedenen Compagnien formirt.“

„Ich schlage auch vor, jedem Infanterieregiment eine Hülfsskompanie, und jedem Cavallerieregiment eine Hülfsschwadron zu geben, um die Lücken auszufüllen, die in den Compagnien und Schwadronen bey einem Felde zuge vorsfallen können: übrigens könnten sie auch noch zu andern Dingen brauchbar seyn. Wenn man beym Anfange eines Krieges darauf dächte, daß man immer Leute, Pferde, Waffen und Vorrath von allerhand Art im Hinterhalt und gleichsam im Magazin hätte, um die Lücken gleich-

gleichsam wieder ausfüllen zu können, die nothwendig in jeder Gattung entstehen, so würden die Kriege nicht so lange dauern, und man würde die Unkosten, die dadurch verursacht worden, in Ueberfluß wieder gewinnen. Eine Armee, die immer vollzählig ist, wird immer einer andern überlegen seyn, die nicht eben dieselbe Vorsicht gebraucht hat; und wenn sie einen Krieg nicht schnell und rühmlich endet, so wird immer der Fehler an dem liegen, der sie kommandirt.“

„Denen Obersten, welche die Corps commandiren, gebe ich keine Compagnien oder Schwadronen, weil sie zu jeder Zeit und besonders in einem Feldzuge über das ganze Corps wachen sollen. Ihr Amt, wenn die Regimenter vor dem Treffen stehen, ist, hinter dem Regiment auf und nieder zu reiten, weil sie es da am besten dirigiren, führen und zusammenhalten können; nur im äußersten Mothsfalle, und um den Truppen Muth einzusprechen, ist es ihnen erlaubt, sich an die Spitze zu stellen. Der zweyte Oberste commandirt das erste Bataillon, und der Obristlieutenant das zweyte. Da es von Wichtigkeit ist, daß jede Truppe unter ihren eignen Officieren sechte, so müssen die compagnies colonelles und die lieutenances colonelles in die Mitte gestellt werden; und so muß es auch bei der Cavallerie seyn, weil sich die andern alle dorthin richten sollen. Es sollten bei jedem Regimenter nur zwei Standarten oder Fahnen seyn. Die Regimentskanonen können von ausgesuchten und geübten Soldaten bedient werden, die eben so gut schießen als die Artilleristen, und dem Könige weniger kosten. Die Instrumente der Kriegsmusik sind deswegen eingeführt worden, um den Truppen die verschiedenen Bewegungen anzukündigen, die sie machen sollen; sie waren von verschiedener Art, weil die nemlichen, ungeachtet der Abänderung der Töne, im tumult und Lärm des Gefechts, die Befehle nur sehr unvollkommen verständlich machen können; aber in den

gegenwärtigen Zeiten, da man über alles weiter nachdenkt, wird die Kriegsmusik bald zu nichts mehr dienen, als den Damen zum Tanz aufzuspielen. Daher kommt es, daß man alle Befehle wörtlich geben muß. Ein General von der Armee, selbst ein General particulier, ist genötigt seine Befehle an jedes Corps durch Generaladjutanten zu schicken, die es oft falsch ausrichten, oft falsch verstanden werden; oder er muß sie selbst bringen und damit eine kostbare Zeit verlieren, die er besser nutzen könnte. Ueberdies kann die Langsamkeit einer solchen Methode nicht anders als nachtheilig seyn. Dieser Theil, der so unbeträchtlich zu seyn scheint, verdient demumgeachtet alle Aufmerksamkeit.“

„Die Instrumente der Kriegsmusik müssen von verschiedener Art seyn, sehr lärmend und schneidend, daß mit sie in der Ferne gehört werden können. Es wird nicht schwer seyn, die Hauptbewegungen, die eine Armee machen soll, durch ihre Töne festzusezen und zu bestimmen.“

Von dem Verhalten einer siegenden Armee in feindlichen Landen.

„Das Recht des Siegers in den feindlichen Landen ist, sich die Einkünfte des besiegten Regenten zuzueignen, und überdies von dem Lande so viel Nahrungsmittel zu fordern, als ein Land verschaffen kann. Wenn der Ueberwinder das Land in gutem Zustande erhalten und nicht verwüsten will, so muß er die Einkünfte, und was er für den Unterhalt seiner Armee braucht, an Geld fordern, hernach alle Lebensmittel und was sonst nöthig ist, taxiren, und nach dieser Taxe alles, was das Land seiner Armee liefert, mit baarem Gelde bezahlen. Wenn er diese Methode befolgt, und eine genaue und strenge Disziplin beobachtet, so wird sich das Land nie erschöpfen, und

und der Armee alles, so lange der Krieg dauert, zur Genüge liefern.“

„Ich will hier dem jungen Adel, der sich zum Soldatenstand bestimmt, einen Rath beyfügen. Ein junger Cavalier soll den edeln Ehrgeiz haben, auf dem Scheuplatz dieser Welt die schönste, die hervorstechendste Rolle zu spielen, die ihm nur möglich seyn wird, in allen Verrichtungen, welche seine Dienste und sein gutes Verhalten ihm verschaffen werden, sich hervorzu thun und vor andern auszuzeichnen, sich hinlängliche Kenntnisse zu erwerben, um allen Verrichtungen, die ihm anvertraut werden, gewachsen zu seyn, und sich nie zu bestreben, sie auf eine andere Art zu erlangen, als durch seine Dienste und seine gute Aufführung. Was ist edler und des Menschen wärdiger, als sich alles selbst schuldig zu seyn? Was ist vergnüglicher, als wenn man nie erröthen darf, wenn man sein Glück keiner Intrigue und Niederträchtigkeit zu verdanken hat, und wenn man nie den erniedrigenden Vorwurf erfahren darf, ohne Verdienste empor gekommen zu seyn? Seinen Körper durch Mäßigkeit und nützliche Geschäftigkeit stärken; immer reine Sitten behalten; seine Zeit so wenig als möglich den Ergötzlichkeiten widmen, und sie nur zur Erholung genießen; den Geist durch Nachdenken nähren und stärken; seine Kenntnisse durch Lesung guter Bücher erweitern, als z. B. der Memoiren des Chevalier Bayard, des Marechal de Montluc, worin eine Sprache herrscht, die viel energischer ist als die neuere Sprache, der Geschichte großer Männer, der Commentarien des Cäsars u. s. f.; die Gesellschaft von Männern von einem anerkannten großen Namen, von alten Officieren, nicht von großen Raisonneurs, sondern von solchen, die lange mit Ruhm gedient haben, fleißig suchen; so viel als man kann, allen Detachements folgen, die von der Armee ausgehen; alle Theile des Dienstes sorgfältig studiren und ihn beständig zu seiner Be- schäf-

schäftigung machen — dieß sind die wahren Mittel sich mit Ruhm empor zu schwingen. Uebt man diese Regeln aus, und es glückt einem nicht, so hat man wenigstens den süßen Trost, daß man sich nichts vorzuwerfen, und die Hochachtung rechtschaffener Leute verdient hat; und dieser Trost gilt einem Manne, welcher denken kann, eben so viel, als das Glück.“

VI.

*Eloge de Milord Marechal par Mr. d' Alembert.
à Paris, chez les libraires associés, et se trouve à Berlin chez Haude et Spener.
1779.*

George Keith, Erbmarechall von Schottland, bekannter unter dem Namen Milord Marechall, war, wie sein Titel angeigt, den seine Familie schon über fünfhundert Jahre führte, von sehr vornehmer Geburt. Aber er suchte seinen glänzenden Ursprung nicht geltend zu machen. „Die Welt, sagte er, empfindet nicht, wie lästig dieses Geschenk ist, wenn man es so auf Geradewohl empfängt; und ihm keinen Werth zu geben weiß.“ Er erzählte über dieses Kapitel gern eine Anekdote von einem alten Landedelmann, welcher bey Gelegenheit der Pest einmal sagte: es ist doch eine abscheuliche Krankheit, es ist nicht einmal ein Edelmann vor ihr sicher.

Die Königinn Anna, die ihn liebte und schätzte, machte ihn zum Hauptmann bey ihrer Leibwache. Unter dem berühmten Marlborough zog er mit zu Felde, und that sich sehr hervor; er wurde bemerkt; nur er selbst schien zu vergessen, was er Großes und Gutes gethan hatte,

hatte, und es würde nichts davon auf die Nachwelt gekommen seyn, wenn er nicht Zeugen gehabt hätte.

Sein Alter ist nicht gewiß anzugeben; die Meinungen seiner Freunde sind darüber verschieden. Die wahrscheinlichste ist, daß er 93 Jahre alt geworden; denn im siebzehnten Jahre war er schon erster Brigadier bey der Armee, die 1712 der Herzog Ormond in Flandern commandirte.

Wider das verhaftete und abgeschmackte Betragen, welches den König Jakob II vom Throne gestürzt hatte, war er ganz empört; er interessirte sich auch alsdenn für das unglückliche Haus derer Stuart. Nach dem Tode der Königin Anna, wollte er, an der Spitze der Garde, den Bruder dieser Prinzessinn, der nachher unter dem traurigen Namen des Prätendenten bekannt worden, in den Straßen von London zum König ausrufen. Die Jakobiten lobten sein Vorhaben, nahmen aber aus Furcht keinen Theil dran. 1715 glaubte er, daß es ihm besser glücken würde, und ergriff daher in Schottland die Waffen zum Besten dieses Prinzen. Er suchte zugleich Frankreich und Spanien um Beystand an; ersteres mußte ihm denselben abschlagen, weil es nach einem vierzehnjährigen Kriege der Ruhe bedurfte; aber letzteres zeigte sich günstiger; es sandt ihm viel Schiffe und sechstausend Mann Truppen nebст Waffen für 30000. Zum Unglück entstand aber eine Uneinigkeit unter den Heerführern, und der unglückliche Prätendent mußte sich wieder zu Schiffe begeben. Milord Marechall weigerte sich ihm zu folgen. „Ew. Majestät, sagte er, müßte sich für Ihre Freunde zu erhalten suchen; ich aber will das Unglück mit denen theilen, die in Schottland zurückbleiben; ich will sie wieder zusammen sammeln, und anders nicht als mit ihnen reisen.“

Durch ein feyerliches Urtheil des engl. Parlaments ward er verurtheilt das Leben zu verlieren. Er verlor also alle

seine Würden und Aemter, wie auch sein Vermögen, welches alles ihn nicht reuete, da er es nicht für seinen König hatte nützen können. Er behielt von allen seinen Besitzthümern nichts als den Titel: Marechall von Schottland. „Diesen Titel, schrieb er an einen seiner Freunde, will ich dem König Georg zum Troß behalten, er kann mir ihn nicht nehmen; denn ich führe ihn, dieß darf er mir nicht übel nehmen, mit gegründeterem Rechte, als er die Krone von Grossbritannien besitzt. Dieser Titel war der Titel meiner Väter, und wenn ich ihn nicht verhindern kann, daß er sich König Georg unterschreibt, so will ich mich wenigstens mit seiner Erlaubniß immer Marechall von Schottland unterzeichnen.“ Er hat sich auch immer so unterschrieben, besonders nach seiner Achterklärung.

Fünf bis sechs Monate irrte er, immer verfolgt und immer ruhig, in den Gebirgen und den kleinen Inseln des nördlichen Schottlands herum. Es war eine große Summe auf seinen Kopf gesetzt, nichts desto weniger, waren ihm die Bauern, in deren Hütten er sich aufhielt, nach wie vor treu. Mitten in den Gefahren, die sein Leben bedrohten, scherzte der ruhige Philosoph über die Gefahr, und über die Schwierigkeit, ihr zu entgehen.

Milord Marechall hatte nicht bloß für den unglücklichen Sohn Jakobs II die Waffen ergriffen, um nemlich Schottland seinen rechtmäßigen König wieder zu geben, sondern auch um die Vortheile seines Vaterlands zu vertheidigen, das von England unterdrückt wurde. Als er den Prätendenten zu Edimburg zum König ausrief, ließ er ihn schwören, Schottland seine alten Privilegien wieder zu erstatten, die ihm die Königin Anna entwendet hatte.

Da er sah, daß er nichts mehr nützen konnte, verließ er Schottland, und gieng mit andern schottischen Officier

Officieren, die Unglück und Gefahren mit ihm getheilt hatten, in spanische Dienste. Man wollte ihm zum Generalleutnant machen, aber er schlug es aus, und wollte bloß Feldmarschall seyn. „Der König, sagte er, warte, bis ich mich einer solchen Würde würdig gemacht habe.“ Auch machte er seinen Bruder, der mit ihm in Schottland gefriegt hatte, nur zum Obristlieutenant, und gab die Generallictenantsstellen, die er zu vergeben hatte, andern, welche länger mit Ruhm gedient hatten. Den ehrgeizigen Alberoni, der aus einem armen Dorfpriester Minister geworden war, erbaute das sehr.

Da er keinen beträchtlichen Gehalt hatte, ließ man ihm auch mehr Freyheit. Er gieng für einige Zeit nach Avignon. Hier fand er mehr Originale als in England. Was ihm aber den Ort noch angenehmer machte, war, daß auch der Herzog von Ormond sich daselbst aufhielt. Alsdenn hielt er sich eine Zeitlang beyin Prätendenten in Rom auf. Er reisete gern, theils aus Liebe zur Freyheit, theils aber auch geheimer Unterhandlungen wegen. Dreißig Jahre vor seinem Tode verbrannte er alle seine Papiere, damit nichts davon auf die Nachwelt käme. Des schönen Clima wegen liebte er Spanien sehr, selbst auch wegen der Nation, weil er in ihrem Charakter viel ähnliches mit dem seinigen fand, und sie den Prätendenten unterstützt hatte.

Da er kein Katholik war, so wollte ihm Philipp V., bey dem Kriege 1733 mit dem Kaiser, keine Stelle geben; er forderte deshalb seinen Abschied, und dadurch erhielt er eine Stelle. Nach Endigung dieses sehr kurzen Kriegs hielt er sich zu Valence auf.

Als Frankreich 1744 wider England in Krieg ausbrach, hätte er gern den Prinz Eduard, den Sohn des Prätendenten, in Schottland wieder eingesetzt; aber Frankreich hatte keine Lust dazu. Der junge Prinz reisete dann, wie bekannt, allein und ohne Vorwissen des Mi-

Lord Marechall nach Schottland. Ungeachtet Prinz Eduard misstrauisch gegen ihn wurde, so blieb Milord ihm doch treu; und um ihm einen Beweis davon zu geben, verließ er seine Würde in Spanien, weil er sein König nicht sehn konnte, und gieng nach Benedig. Hier lebte er sehr eingeschränkt, aber von Jedermann geschägt.

Als General Keith den russischen Dienst verließ, so gieng er nach Berlin; Milord Marechall, der seinen Bruder sehr liebte, begab sich zu ihm. Der König schätzte und liebte ihn, ertheilte ihm den schwarzen Adler-Orden, und ernannte ihn zu seinem Gesandten am französischen Hofe. Hier blieb er einige Jahre. Von da ward er, während des Kriegs seines Königs mit Oesterreich nach Spanien gesandt, um dort Friedensunterhandlungen zu pflegen. Innerhalb dieser beyden Gesandtschaften hatte ihm der König das Gouvernement von NeufchateL übertragen. Er verlangte aber bald seine Zurückberufung, weil er es schwerer fand, mit Theologen zu thun zu haben, als mit Königen, und erhielt sie auch. Der König ernannte ihm einen Vicepräsidenten, aber er wollte die Stelle lieber ganz los sehn, weil ihm die Zankereyen der Geistlichen zur Last waren; der König gab endlich seinem Bitten nach.

Ich muß hier eine Anekdote von der Zeit einschalten, die dem Leser nicht unangenehm seyn wird. Ein Geistlicher Petit-Pierre aus NeufchateL hatte öffentlich wider die Ewigkeit der Höllenstrafen gepredigt. Die ganze Geistlichkeit entsetzte sich darob, und schrieb dem König von Preußen, daß sie diesen Reker nicht dulden könnten. Der König schrieb zurück: wenn es euch so sehr am Herzen liegt, ewig verdammt zu werden, so bin ich es gar wohl zufrieden, und finde es für recht gut, daß ihr dem Teufel nicht entgehen möget.“

Wider Wissen des Milord Marechall hießt der König von Preußen damals bey Georg II um die Aufhebung

hebung seiner Achtserklärung an. Georg bewilligte seinem Bundsgenossen diese Bitte mit Vergnügen. Er mußte nun eine Reise nach England und Schottland thun. Der König empfing ihn mit vieler Achtung, und ertheilte ihm auch einen Theil seiner Güter wieder; denn den größern Theil hatte der Fiscus verschlungen. Als er aber nach Berlin zurückkehrte, trat er sein übriges Vermögen gegen eine rente viagere ab. Der einzige Vortheil, den er von seiner Zurückberufung hatte, war die Succession eines Pairs von Schottland, die ihm 30000 livres eintrug. In seine Würden und Aemter setzte man ihn aber nicht wieder ein: er hingegen verlangte es auch nicht.

Die lebhafsten Beweise der Freundschaft und der Liebe seiner Landsleute rührten ihn so sehr, daß er sein Leben in Schottland zu beschließen wünschte. Er hielt bey dem König von Preußen um seinen Abschied an, und erhielt ihn ungern. Friedrich sagte ihm bey seinem Abschied in Berlin: erinnern Sie sich, wenn es Ihnen in Schottland nicht gefällt, daß Sie hier einen Freund haben, denn Sie immer fehlen werden.“ Nach seiner Abreise schrieb ihm der König einmal: Wäre ich eine Seemacht, so würde ich Sie aus Schottland entführen: aber ich kann Ihnen nichts reichen, Milord, als die Arme der Freundschaft; kommen Sie zurück, und werfen Sie sich wieder in ihre Arme.

Er kehrte auch wirklich in einem Alter von mehr als siebenzig Jahren nach Berlin zurück, weil ihm das Clima zu rauh war. Mit den Jakobiten ließ er sich nach Aufhebung seiner Achtserklärung nicht mehr ein. Lebrigens war er auch mit der Denkungsart des Prinzen Eduard sehr unzufrieden, weil sich dieser wenig um seine unglücklichen Parthengänger bekümmerte. König Friedrich ließ ihm in Potsdam ein sehr angenehmes und bequemes Haus bauen, wohin er durch den Garten von Sans-

Souci

Souci gelangen konnte. Er durfte zum König kommen und mit ihm speisen, wenn er wollte. Der König richtete sich sogar mit dem Essen nach ihm, und nach der Tasel hatte er ihm ein Zimmer im Palast eingeräumt, wo Reich ruhen konnte. Als er nicht mehr ausgehen konnte, so gieng der König zu ihm, und tröstete sich bey ihm über die Verdrüßlichkeiten des Throns. Er wäre auch ohne Zweifel in des Königes Armen gestorben, wenn dieser nicht durch den letzten Krieg von ihm wäre gerissen worden. Zween Tage vor seinem Tode bat er den englischen Gesandten zu Berlin, er möchte zu ihm kommen. Als er kam, sagte er zu ihm: Ich habe sie rufen lassen, weil ich es lustig fand, daß ein Minister des Königs Georgs die letzten Seufzer eines Jakobiten auffange. Vielleicht haben Sie überdies an Milord Chatam etwas zu bestellen, ich hoffe ihn morgen oder übermorgen zu sehen.“ (Dieser berühmte Mann war vierzehn Tage vorher gestorben.)

Er befahl, daß man ihn ohne weitere Ceremonie auf den Kirchhof begraben sollte, und bestimmt ohngefähr 18 bis 20 Thaler für Begräbniskosten. Dieses that er, wie er sagte, um durch eine solche Armseligkeit nichts den Armen zu entziehen, an denen es besser angewendet wäre. Er starb endlich den 25. May 1778. Seine Bedienten trugen ihn.

Bis ißt haben wir in ihm nur den tapfern Kriegermann, den treuen Unterthan und den Freund eines großen Königs kennen lernen; nun wollen wir ihn auch als einen tugendhaften Weisen kennen lernen.

Die Frau eines Generallieutenants wurde Witwe. Ihr Mann hinterließ ihr nichts als Schulden und zwey Kinder. Milord Marehall liebte und schätzte sie, wünschte ihr Schicksal zu erleichtern, und weil er das auf keine andere Art konnt:, ohne die Delikatesse zu beleidigen, so heyrathete er sie, ob er gleich sonst keine Lust dazu hätte. Er

Er versicherte ihr ohngefähr 7000 Livres Wittwengehalt, die sie schon als Frau geniesen kounte. Er verlangte von ihr nichts, als daß sie seinen Namen führte, ja sie durste nicht einmal ihre Wohnung ändern; jedes blieb in der seinigen. Der König war in diesen Contrakt mit vermeint: er sah ihn als den seinigen an, befriedigte nach seinem Tode die Gläubiger des Mannes, und gab der Wittwe einen anständigen Gehalt.

Gegen Unglückliche war er sehr wohlthätig, und in seinen Wohlthaten sehr geheim. Er konnte dieser Meinung wohlzuthun desto eher Gehör geben, weil er sehr ökonomisch lebte. In seinem eignen Hause ernährte er eine arme Frau, deren Ungluck und Tugend ihn gerührt hatten. Er war aber nicht nur barmherzig, sondern auch großmuthig. Er hatte immier einige Schränke voll Geschenke, die er seinen Freunden machte.

Seine Bedienten waren seine Kinder, und sie sahen ihn als ihren Vater an. Wenn einer von ihnen in sein Vaterland zurückzukehren wünschte, so entließ er ihn mit einer angemessenen Pension. Sein alter Sekretär, der fast eben so alt war als er, war mit einer Pension zu Neufchatel geblieben, aber er konnte nicht ohne ihn leben, und gieng nach Potsdam, um bey ihm zu sterben.

Sein Bruder, der General Keith, hatte ihm zaristische Sklaven gegeben, die er aber nur seine kleine Familie nannte, und für frey ansah. Unter diesen befand sich die Tochter eines Janitscharen-Hauptmanns, Emete, die bey der Eroberung von Oczakow als Kind weggeführt worden war. Milord Marehall hatte sie sorgfältig erziehen lassen, und fand alsdenn Geschmack an ihr, als sie zu dem Alter gekommen war, wo sie Vergnügen einflößen konnte. „Ich bin Ihre Sklavinn,“ sagte diese junge Person zu ihm, wenn Sie sich aber Ihrer Rechte bedienen wollen, so werden Sie mich zur Verzweiflung bringen. Ich liebe Sie als den zärtlichsten

78 VI. d'Alembert Eloge de Milord Marechal.

sten Vater, aber auf eine andere Art kann ich Sie nicht lieben.“ — Kann ich nicht hoffen, Ihnen jemals das einzuflößen, was ich für Sie fühle? fragte sie ihr Herr. „Nein!“ antwortete sie mit aller Naivität der Jugend und der Tugend. Von diesem Augenblick an schätzte und liebte sie den Marechal als seine Tochter, verheyrathete sie gut, und als er 1744 nach Schottland gieng, versicherte er ihr noch zwey tausend Thaler Renten.

Diese Lobeschrift enthält noch mehr wohlthätige Handlungen, aber wir müssen sie hier übergehen.

Ob er schon von protestantischer Religion war, sagt d'Alembert, so war er doch gegen alle Religionen und Sekten sehr tolerant. Er selbst aber sprach nie gern über Gegenstände der Religion.

Während seines Aufenthalts zu Neufchatel hatte er den berühmten Jean Jaques Rousseau kennen lernen und Umgang mit ihm gehabt. Nach seiner Trennung von ihm schrieb ihm Rousseau einmal, daß er mit seinem Schicksal zufrieden wäre; nur seufzte er über das Schicksal seiner Frau nach seinem Tode, er wünschte ihr nur durch seine Arbeiten 600 Livres Renten zu verschaffen. Herrn d'Alembert beliebt hier den Sinn so zu verstehen, als ob es Rousseau dem Milord Marechal deswegen geschrieben, um diese Rente von ihm zu erhalten, und sagt, daß Milord Marechal es auch so verstanden, und ihm noch bey Lebzeiten diese Rente gegeben, wogegen sich Rousseau sehr undankbar erwiesen. Im Vorhengehen muß ich aber anmerken, daß mir alles, was d'Alembert über Rousseau sagt, verdächtig ist, ohne drum Rousseau in allem fehlerfrei und ohne Sonderbarkeiten und Thorheiten zu finden.

Ohne diese Eloge zu kritisiren, welches hier der Zweck nicht ist, will ich nur sagen, daß sie zugleich eine Eloge

Eloge des großen Friedrichs ist, und daß Herr d'Allemans bert hier Gelegenheit gesucht, abernials etwas von seinem Giste gegen Rousseau zu versprühen, aber mit einer Scheinheiligkeit, die des Herrn d'Allemans würdig ist.

Kurze Nachrichten.

I.

La poesie & la philosophie d'un Turc à 81 Queuees,
à 2 Aigrettes, & à 1 Collier d'Emierandes,
à Albanopolis 1779.

Die meisten der in dieser Sammlung enthaltenen Stücke, sagt der Herausgeber, sind schon gedruckt. Es steht darinn 1) das Portrait en miniature von dem ungenannten Verfasser. 2) L'esprit politique-moral eines Pacha von drey Rosschweisen, mitten in der Nacht, neben seinem Camin, bei seiner Pfeife, seiner Mätresse, seinem Coffee u. s. f. Diese politischmoralischen Fragmente sollen vermutlich das seyn, was Rochefaucault's Maximes sind, sind es aber nicht. Es ist nicht schwer, Einfälle und Sentenzen zu sammeln und ein Buch draus zu machen. Ein Fragmentchen zur Probe, das weder das beste, noch das schlechteste darunter ist. „Die Menschen sind mehr bös als gut; indessen giebt es doch auch edle und großmuthige Seelen darunter, die ihr eignes Unglück, aus Mitleiden gegen das Unglück anderer, leicht vergessen. Eine solche ist die Seele des Prinzen von Preussen, Friedrich Wilhelms.“ 3) Eine kurze orientalische Erzählung, die nicht übel ist.

2) Briefe an den Prinzen von Preussen in italienischen Versen, mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung, die ziemlich ange-